

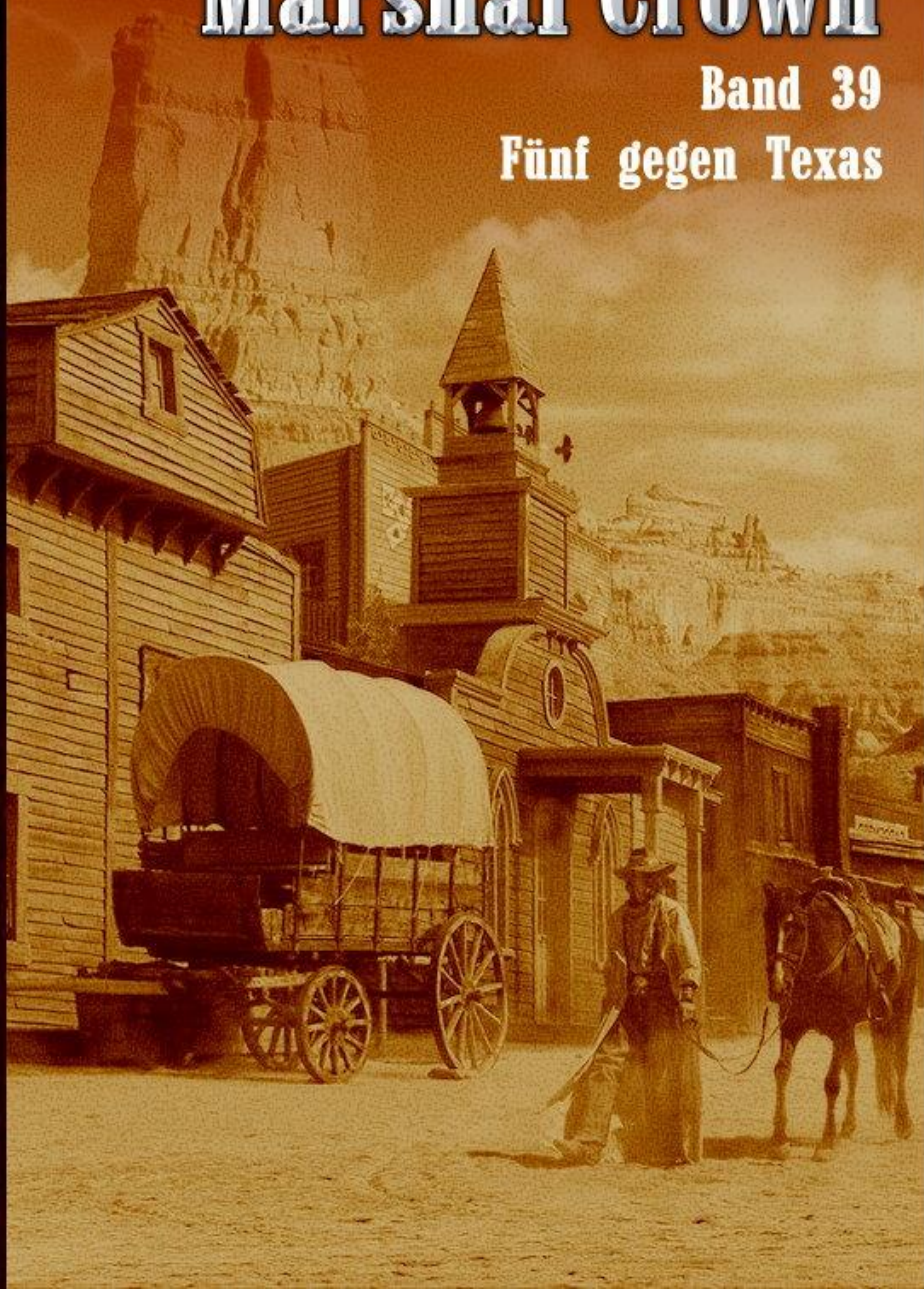


**C. C. Slaterman**

# **Marshal Crown**

**Band 39**

**Fünf gegen Texas**



**WESTERNSERIE**





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

**Fünf gegen Texas**

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2020 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2020 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Fünf gegen Texas

In Texas ist der Teufel los.

Obwohl der Krieg gegen Mexiko bereits mehr als zwei Jahrzehnte zurückliegt, haben einige fanatische Hazienderos die Niederlage immer noch nicht verwunden. Mit Geld und Beziehungen planen sie eine Revolte, die ihnen ihre verloren gegangenen Privilegien und Ländereien zurückbringen soll.

Waffentransporte und Nachschubdepots werden überfallen, Armeeeoffiziere getötet.

Als US-Marshal Jim Crown Wind von der Sache bekommt, ist es bereits fünf vor zwölf und in Texas brennen schon die Luntten.

Crown wird schnell klar, dass er Kopf und Kragen riskieren muss, um zu verhindern, dass diese selbst ernannten Patrioten das ganze Land ins Verderben stürzen.

\*

Morgendämmerung am Nueces River.

Nur mühsam drang das erste Licht des neuen Tages durch den Frühnebel. Der Wind war kaum zu spüren und der Morgendunst hing wie nasse Watte im Schilfdickicht des Uferrandes. Es dauerte lange, bis die Strahlen der aufgehenden Sonne so viel an Kraft gewonnen hatten, um die Nebelschwaden aufzulösen.

Inzwischen war auch die kleine Adobehütte zu sehen, die oberhalb des Flusslaufes unter dem weit ausladenden Astwerk eines Pekanbaumes stand.

Die einstmals weiß getünchten Wände hatten im Laufe der Jahre eine schmutzig graue Farbe angenommen, das Dach

war eingefallen und die beiden Fenster völlig zerschlagen und mit Spinnweben bedeckt.

Dennoch wirkte die Stille an der alten Adobehütte beinahe beschaulich und nichts deutete auf nahendes Unheil hin.

Da kam Hufschlag auf.

Zuerst nur dumpf und leise, dann immer lauter, grollender, wie der Donner eines sich rasch nähernden Gewitters. Sekunden später tauchte die schattenhafte Gestalt eines Reiters aus einer nahen Bodensenke auf.

Der stämmige, schnauzbärtige Mann trug die dunkelblaue Uniform eines Sergeants der US-Cavalry. Er zügelte seinen hochbeinigen Wallach unweit der Hütte und blickte sich um. Das harte Gesicht des Soldaten wirkte dabei ernst und verkniffen, die Augen waren zu schmalen Schlitzen verengt.

Der Platz vor der Hütte war bis auf einen blattlosen Dornstrauch leer, die Unterkunft selbst verlassen.

Trotzdem ließ der Mann noch einige Minuten verstreichen, bis er aus dem Sattel glitt.

Sein Gesicht war schweißbedeckt, obwohl der Morgen noch empfindlich kühl war.

Gehetzt blickte er sich immer wieder nach allen Seiten um, doch nichts geschah.

Niemand war zu sehen, niemand war zu hören.

Nichts, nur Stille.

Der Sergeant schüttelte den Kopf und schalt sich insgeheim einen Narren. Schließlich wickelte er die Zügel um den Dornstrauch, machte einen Schritt vorwärts und – horchte plötzlich auf.

Jemand schlich hinter dem Haus herum.

Also war doch jemand in der Nähe, das Knirschen von Stiefelsohlen war unüberhörbar.

»Wer ist da?«, keuchte der Soldat und nestelte nervös am Verschluss seines Waffenholsters.

Seine Augen flackerten.

»Graham?«, rief jemand.

Als Sergeant Andrew Graham die Stimme erkannt hatte, stieß er im ersten Moment einen erleichterten Seufzer aus, um dann im nächsten lauthals zu fluchen.

»Verdammt Martinez, was schleichst du da wie ein Dieb hinter dem Haus herum? Du blöder Hund, ich war gerade drauf und dran meinen Colt zu ziehen!«

Die Antwort des Mannes, den der Sergeant Martinez genannt hatte, war ein spöttisches Lachen. Kurz darauf trat der Mexikaner hinter der Hütte hervor und ging auf den Soldaten zu.

»Jetzt schieß dir mal nicht gleich in die Hose. Sag mir lieber, ob du die Unterlagen dabei hast.«

»Natürlich, was dachtest du denn? Im Gegensatz zu euch Greasern steht ein Sergeant der US-Cavalry immer zu seinem Wort.«

»Okay«, sagte Martinez, ohne auf die Anmerkung einzugehen. »Und wo ist das Zeug?«

Graham grinste, drehte sich um und wandte sich seinem Pferd zu. Mit geübten Griffen löste er die Riemen an seiner Satteltasche, wühlte kurz darin herum und hielt dann, als seine Hand wieder zum Vorschein gekommen war, mehrere wichtig aussehende Dokumente in die Höhe.

»Hier!«, sagte er und wedelte dem Mexikaner mit den Papieren vor dem Gesicht herum.

»Ich hoffe deine Bezahlung erfolgt genauso prompt wie meine Lieferung.«

»Natürlich«, erwiderte Martinez. »Ich habe das Geld wie

vereinbart dabei, hier drin.«

Dabei klopfte er sich mit der Rechten auf die Brusttasche seiner eleganten Anzugsjacke. Diese war – wie auch der Rest seiner Kleidung – für ein Treffen mitten in der Wildnis völlig unpassend. Darin machte Martinez eher den Eindruck, als wäre er gerade auf dem Weg zu einem Empfang im Gouverneurspalast in Austin und nicht in die Abgeschiedenheit eines Grenzflusses irgendwo in der Wildnis zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten.

Aber Graham hatte es längst aufgegeben, sich über den Kleidungsstil des Mexikaners zu wundern, zumal Bemerkungen in diese Richtung äußerst gefährlich sein konnten.

Hinter der Fassade eines affektierten Dandys verbarg sich nämlich ein eiskalter Killer.

»Gut«, sagte er stattdessen. »Dann rück mal die Scheinchen raus.«

»Hola Amigo, warum so eilig?«

Graham verzog das Gesicht. »Weil ich es mir nicht leisten kann, dass man uns hier so nahe an der Grenze zusammen sieht. Wissen deine Auftraggeber eigentlich, was für ein Risiko ich eingehe, wenn man die Papiere bei mir findet?«

»Stell dich nicht so an, schließlich wirst du von ihnen auch dafür fürstlich belohnt.«

»Ich weiß, das ist auch der einzige Grund, warum ich euch die Unterlagen überlasse.«

»Und du bist dir sicher, dass die Route des Waffentransports nicht mehr geändert wird?«

»Todsicher, der Plan ist schließlich von keinem Geringeren als dem Fortkommandanten persönlich abgesegnet. Aber jetzt genug gequatscht, gib mir endlich mein Geld!«

»Wie du willst«, sagte Martinez und öffnete bedächtig die



obersten Knöpfe seiner Anzugsjacke.

Mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung fuhr seine Rechte unter die halb geöffnete Jacke.

»Bevor ich es vergesse, ich soll dir im Übrigen ausrichten, dass du dir wegen uns keine Sorgen mehr machen musst. Es war das letzte Geschäft, das wir miteinander getätigt haben.«

»Wieso das jetzt? Ich ...«, sagte Graham und verstummte mitten im Satz.

Mit vor Schreck geweiteten Augen sah der Sergeant zu, wie der Mexikaner die Hand aus der Jacke zog und mit seinen Fingern statt eines Bündels Geldscheine den ledernen Griff eines beinahe fünfzehn Zoll langen Messers umklammert hielt.

Bevor er reagieren konnte, war Martinez auch schon bei ihm und stach zu.

Graham war auf der Stelle tot.

Er sah nicht einmal mehr, wie sich sein Mörder über ihn beugte und ihm die Papiere, für die er nicht nur seine militärische Karriere aufs Spiel gesetzt hatte, einfach so aus den Händen nahm.

\*

Don Miguel Hernandez de Soto war so fett, dass weder der großzügig geschneiderte Anzug noch das unverhältnismäßig weit geschnittene Rüschenhemd seinen unförmigen Körper kaschieren konnten.

Im Gegenteil, in seinem mit goldenen Applikationen versehenen Anzug aus bestem englischen Tuch, dem wagenradgroßen Sombrero und den riesigen Sporen an den blank gewienerten Stiefeln sah er aufgrund seiner geringen Größe und

der immensen Fettleibigkeit geradezu lächerlich aus.

Wie eine Kugel mit Füßen.

Trotzdem hütete sich jedermann davor, über ihn zu lachen.

Miguel de Soto war nicht nur reich und mächtig, sondern auch ein eiskalter Geschäftsmann, der über Leichen ging. Für den Haziendero galt ein Menschenleben weniger als das Schwarze unter seinen Fingernägeln.

Im Moment jedoch war der Mexikaner weit davon entfernt, sich in seiner Macht zu sonnen, sondern hastete stattdessen keuchend durch die abendlichen Straßen der Stadt.

Er hatte eine wichtige Verabredung, zu der er höchstwahrscheinlich zu spät kam, denn seine kurzen, krummen Beine brachten ihn trotz aller Eile nicht schneller voran als sonst auch.

Normalerweise pflegte der Haziendero mit dem Pferd zu seinen Terminen zu kommen, aber das war in diesem Fall zu gefährlich.

Er konnte sich nicht das geringste Aufsehen leisten, jedenfalls im Moment noch nicht. Nur deshalb huschte er wie ein Dieb zu Fuß durch die nächtlichen Straßen der Stadt.

Als er sein Ziel endlich erreicht hatte, lehnte er sich einen Moment lang an die Wand des Hauses, bevor er mit der Faust das vereinbarte Klopffzeichen gegen die hölzerne Eingangstür hämmerte. Der ungewohnte Fußmarsch hatte seinem Körper alles abverlangt. Sein Puls raste und die Lungen rasselten wie ein altersschwacher Blasebalg.

Seine einzigen Gedanken galten in diesem Moment einem Stuhl oder irgendeiner anderen Sitzgelegenheit, auf der er sich endlich ausruhen konnte.

Er war deshalb mehr als nur erleichtert, als er hörte, wie sich drinnen bereits nach dem ersten Klopfen jemand an der

Haustür zu schaffen machte.

Einen Augenblick später wurde die Tür auch schon aufgerissen und eine breitschultrige Gestalt hielt ihm eine Kerosinlampe direkt vor sein vor Anstrengung gerötetes Gesicht.

»Du kommst spät«, sagte der Mann, nachdem er Miguel de Soto erkannt hatte. »Die anderen sind schon alle hinten.«

Miguel nickte stumm und drängte sich keuchend an ihm vorbei. Er hängte seinen Sombrero an einen Haken neben der Tür und knöpfte seine Anzugsjacke auf.

»Ich weiß«, antwortete er, während er weiterging. »Aber ich hatte noch etwas Dringendes zu erledigen.«

Eine Lüge, die glatt über seine Lippen kam, aber er konnte ja schlecht zugeben, dass er nur deshalb zu spät gekommen war, weil er mit einem fetten Wanst und den viel zu kurzen Füßen einfach nicht schnell genug vorankam.

Der Breitschultrige blickte indes nach draußen, sah die Straße entlang und schloss, nachdem niemand zu sehen war, zufrieden die Tür. Dann folgte er de Soto bis zu einem Zimmer am Ende des Hausflurs. Dort saßen drei Männer im Schein einer Petroleumlampe um einen Tisch herum und starrten ihm erwartungsvoll entgegen.

Don Miguel gab jedem Einzelnen von ihnen die Hand.

Er kannte sie alle, José Palacios, Francisco Dominguez, Pablo Aldama und den breitschultrigen Hernando Diaz, der ihm die Tür geöffnet hatte.

»Die Ratten sind ruhig«, sagte er anstelle einer Begrüßung. »Niemand von diesen verdammten Tejanos ahnt auch nur das Geringste. Das wird ein böses Erwachen geben, wenn wir losschlagen.«

»Bist du dir da sicher? Also ich weiß nicht, mir ist langsam nicht mehr wohl bei der Sache«, sagte einer der Männer.

Der Blick, mit dem ihn Miguel de Soto daraufhin bedachte, war beinahe mörderisch.

»Verdammt noch mal, José, wann wirst du endlich mit deiner ständigen Unkerei aufhören? Wenn wir unseren Plan jetzt nicht umsetzen, wann dann? Willst du für immer und ewig ein Sklave der Gringos sein?«

»Nein, natürlich nicht, aber ...«

»Nichts aber«, unterbrach Miguel de Soto den anderen schroff. »Und jetzt hör zu, was ich zu sagen habe, ich bringe nämlich gute Nachrichten. Vielleicht eröffnet sich uns eine Möglichkeit, um die Texaner noch schneller ins Meer zurückzutreiben.«

»Wie meinst du das?«, fragte Pablo Aldama.

Anstelle einer Antwort zog Miguel de Soto ein großes, mehrfach zusammengefaltetes Blatt Papier aus der Innentasche seiner Anzugsjacke, das sich nach und nach als eine Landkarte aus Armeebeständen entpuppte, und breitete es vor ihnen auf dem Tisch aus.

»Wie ich aus einer sicheren Quelle erfahren habe, ist das Oberkommando der texanischen Armee seit Jahresbeginn dabei, die Schlagkraft ihrer Grenztruppen zu erhöhen. Zu diesem Zweck wird von Kingsville aus demnächst ein als Siedlertreck getarnter Transport nach Laredo abgehen. Die Ladung besteht aus nicht weniger als zweihundert nagelneuen 73er Colt Single Action Army Models. Diese Waffen sind das Neueste, was es auf dem Markt gibt. Damit könnten wir die Kampfkraft unserer Männer auf einen Schlag verdoppeln.«

»Woher weißt du denn das schon wieder?«, wollte Hernando Diaz wissen.

Miguel de Soto lächelte einen Augenblick lang süffisant, um gleich darauf wieder ernst zu werden. Dann deutete er mit

dem Zeigefinger auf einen imaginären Punkt am unteren Ende der Karte.

»Hier wird der Transport nächste Woche vorbeikommen. Das hüglige Umland ist für einen Hinterhalt geradezu wie geschaffen.«

»Mag sein, aber ich glaube kaum, dass uns die US-Army die Waffen freiwillig übergibt.«

Miguel de Soto runzelte ärgerlich die Stirn, als er José Palacios antwortete. Seiner Stimme war deutlich anzuhören, dass ihn die ständigen Einwände des anderen allmählich zur Weißglut trieben.

»Das weiß ich selbst«, sagte er scharf. »Aber Martinez, mein Segundo, wird schon dafür sorgen, dass sie es dennoch tun.«

»Soso, und wie will er das anstellen?«

Der Haziendero lächelte kalt. »Ganz einfach, wer sich seinen Anweisungen widersetzt, wird erschossen!«

»Schön und gut«, warf Pablo Aldama ein. Der grauhaarige Haziendero, der mit seinem gutmütigen Gesicht wie ein liebevoller Großvater wirkte, hatte seinen Reichtum im Gegensatz zu den anderen Großgrundbesitzern nicht durch Viehzucht, sondern mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen erlangt.

»Der Ort, an dem wir uns die Waffen holen, liegt meilenweit von deiner Hazienda entfernt und noch weiter von unserem Basislager. In dieser unwegsamen Gegend sind deine Männer mit den sperrigen Fuhrwerken tagelang unterwegs. Das ist viel zu gefährlich, denn der Raub dieser neuartigen Colts wird mit Sicherheit eine Menge Staub aufwirbeln.«

Miguel de Soto lächelte milde.

»Keine Angst Pablo, bis die Gringos anfangen, da draußen nach den Waffen zu suchen, lagern diese schon längst in Cor-

pus Christi in meinem Schiffskontor. Dort werden sie sofort auf die Smooth Ride umgeladen, mit der die Ladung dann den Rio Grande hoch ins Hinterland gebracht wird. Dieses Frachtschiff ist das schnellste, das ich habe, es bewältigt die Strecke zu unserem Camp in der Hälfte der Zeit, die selbst ein geübter Reiter auf einem Rennpferd benötigen würde. Wie ihr seht, habe ich an alles gedacht. Also, noch irgendwelche Fragen?«

»Was ist mit eventuellen Zeugen?«

»Es wird keine Zeugen geben.«

»Und die Person, von der du den Tipp bekommen hast?«

Der Blick, mit dem Miguel de Soto den Sprecher bedachte, war mörderisch.

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe, Jose? Es wird keine Zeugen geben! Und jetzt hör endlich auf mit deinem Gejammer, sonst könnte es sein, ich vergesse, dass wir Freunde sind.«

\*

Sanft strich der Wind durch den Golf von Mexiko und erfüllte die Straßen von Corpus Christi bis in die hintersten Winkel hinein mit dem Geruch von Salzwasser, Fisch und Seetang. Die Luft war erfüllt vom grellen Schreien der kreisenden Möwen, während draußen auf dem Atlantik Brecher auf Brecher heranrollte, die jedoch allesamt durch die weitläufig ausgebauten Hafenanlagen längst ihrer Kraft beraubt waren, bis sie sich endlich an den Kaimauern brachen.

Allmählich senkte sich die Dämmerung über die Stadt, die einst von Colonel Henry Kinney gegründet wurde, und brachte nach und nach selbst die hektische Betriebsamkeit

des Hafens zum Erliegen.

Im purpurnen Licht der untergehenden Sonne waren inzwischen nur noch vereinzelt Schauerleute zu sehen, die Kisten, Stoffballen und Fässer aus dem Bauch der vertäuten Schiffe hievten und die Ladungen zu den wenigen Frachtwagen schleppten, die jetzt noch an den Verloaderampen standen.

Doch auch ihr Tagewerk neigte sich allmählich dem Ende zu, ganz im Gegensatz zu dem Treiben in den verwinkelten Gassen rund um das angrenzende Viertel.

Kaum einen Steinwurf von den ausgetretenen Pflastersteinen der Kaianlagen entfernt öffnete wie jeden Abend pünktlich mit dem Sonnenuntergang eine Vergnügungsoase nach der anderen ihre Türen. Verkommene Schnapsschenken genauso wie verräucherte Spielhallen, Tanzlokale, Garküchen und auch jene Etablissements, unter deren Vordächern grell geschminkte Frauen in beinahe durchsichtigen Kleidern auf Kundschaft warteten.

Das Stimmengewirr, das nach und nach durch die Straßen hallte, wurde im gleichen Maße lauter, wie sich die Anzahl der fluchenden, grölenden und singenden Männer vergrößerte, die inzwischen um die Häuser zogen.

Im Gegensatz dazu wirkte der Rest vom Hafengelände inzwischen fast wie ausgestorben.

Aber nur fast!

Auf einem Pier am nördlichen Ende des Hafens unweit der Stelle, wo der Nueces River nach einer scharfen Biegung in die Corpus Christi Bay und damit direkt in den Atlantik mündete, wurde trotz der späten Stunde noch unermüdlich weitergearbeitet. Im schummrigen Licht einiger Pechfackeln wurde dort ein einzelnes Frachtschiff von kaum mehr als einem halben Dutzend Schauerleuten beladen.

*Smooth Ride*, der Name des Schiffes, der in großen Lettern am Bug prangte und so viel wie *Ruhige Fahrt* bedeutete, klang angesichts der hektischen Betriebsamkeit, die an Bord herrschte, wie der reinste Hohn. Befehle wurden gebrüllt, Segel gesetzt und Luken und Bullaugen geschlossen.

Während die Besatzung versuchte, das Schiff so schnell wie möglich klar zum Auslaufen zu machen, schleppten die Hafendarbeiter im Laufschrift irgendwelche Kisten von der Ladefläche zweier Frachtwagen in den Bauch der *Smooth Ride*.

Obwohl die Kisten ihren gebeugten Schultern nach ungewöhnlich schwer sein mussten und der Weg über die schmalen und schwankenden Gangways unter Deck bei den vorherrschenden Lichtverhältnissen alles andere als ungefährlich war, arbeiteten die Männer lautlos und schnell.

Für den großen, vornehm gekleideten Mexikaner, der unweit der Gangway am Ufer stand, trotzdem nicht schnell genug.

Emilio Martinez' wachsamen Blicken entging nichts, was zwischen dem Pier und dem Schiff geschah. Immer wieder zog er eine silberne Taschenuhr aus der geblühten Seidenweste seines Anzugs hervor, klappte sie auf und starrte sekundenlang auf das Zifferblatt.

»In fünfzehn Minuten seid ihr fertig«, sagte er irgendwann zu dem Vorarbeiter der Schauerleute.

Es klang endgültig.

Der Kopf des Vorarbeiters zuckte herum, als hätte ihn eine Tarantel gebissen.

Er starrte den Mexikaner an, als wollte er aufbegehren, senkte nach einem kurzen Blick in dessen Augen dann aber den Kopf und eilte mit weit ausgreifenden Schritten auf seine Männer zu, um sie mit lautem Gebrüll zu noch größerem Ar-



beitstempo anzutreiben.

Niemand von ihnen bemerkte dabei die hagere Gestalt, die an der abgelegensten Stelle des Piers im schwarzen Schatten eines Lagerschuppens stand und das Treiben genauestens beobachtete.

Aufmerksam verfolgte der Mann, wie immer mehr der Kisten über die Gangway hinweg im Bauch des Frachters verschwanden. Dabei hielt er ein kleines Notizbüchlein in den Händen, in dem er alles, was sich vor seinen Augen abspielte, schriftlich festhielt, und zwar solange, bis auch die letzte Kiste im Laderaum des Schiffes gelandet war.

Erst dann drehte er sich um, steckte das Büchlein wieder in die Jackentasche und entfernte sich, so rasch er konnte, von seinem Beobachtungsposten.

Ihm war klar, dass der Inhalt dieser Notizen hochbrisant war und er sich deshalb beeilen musste, um so schnell wie möglich das Telegrafienbüro in der Innenstadt zu erreichen. Er wusste, dass er sich auf die Spur von Leuten geheftet hatte, mit denen nicht zu spaßen war. Was er allerdings nicht wusste, war der Umstand, dass ihm diese bereits dicht auf den Fersen waren.

Als er es endlich bemerkte, war es bereits zu spät.

Das Schicksal hatte es gewollt, dass Emilio Martinez zufällig gerade in dem Moment zum Ende des Piers hinübersah, als Parrish aus seiner Deckung gekommen war, um in die Stadt zu eilen. Trotz aller Eile blieb Martinez vollkommen ruhig.

Geduldig beobachtete er, welche Richtung der Mann schließlich einschlug.

Als er ihn nach links in eine halbdunkle Seitenstraße einbiegen sah, zog er ein beidseitig geschliffenes Messer aus der Innentasche seiner Anzugsjacke und rannte in entgegengesetz-

ter Richtung in einen dunklen Hinterhof hinein, von dem er wusste, dass er ihm dadurch den Weg abschneiden konnte.

Und tatsächlich, keine fünf Minuten später tauchte der Mexikaner auch schon hinter Parrish auf, der inzwischen erneut stehen geblieben war, um auf das Herannahen etwaiger Verfolger zu lauschen.

Noch im Laufen hob er seine rechte Hand.

Messerstahl blitzte in der Dämmerung auf.

William Parrish sah nur einen Schatten, dann spürte er auch schon einen stechenden Schmerz, der direkt durch seinen Hals hindurchfuhr.

Röchelnd umfasste er seine Kehle mit beiden Händen. Blut sickerte zwischen den Fingern hindurch, während er zur Seite taumelte und zu Boden fiel. Dort krümmte sich Parrish zusammen, zuckte noch einmal mit den Beinen und lag dann still.

Sein Mörder steckte das Messer ein, beugte sich über ihn und durchwühlte solange seine Taschen, bis er das Notizbuch gefunden hatte. Martinez überflog kurz ein paar Seiten, nickte zufrieden und steckte es sich in seine Jacke.

Dann beugte er sich erneut über den Toten, drehte ihm den Kopf zur Seite und nahm das Messer wieder in die Hand.

Ein bedauerndes Lächeln verzog seine Mundwinkel, als er für einen Moment an die Auftraggeber des Toten denken musste. Er hätte zu gerne ihre Gesichter gesehen, wenn sie sein Geschenk erhielten.

Nachdem er sein blutiges Werk endgültig beendet und sich davon überzeugt hatte, dass sein Treiben immer noch unentdeckt geblieben war, zerrte er den Toten in Richtung des Hafenbeckens zurück. Dort angekommen packte er ihn an den Schultern und ließ ihn vorsichtig über den Rand des Piers

gleiten. Ungerührt sah er zu, wie der Körper von Parrish mit einem dumpfen Klatschen in dem brackigen Wasser versank, ein Stück weiter wiederauftauchte und dann langsam abgetrieben wurde.

Dann ging er wieder in Richtung der Smooth Ride, wo die Schauerleute inzwischen die Ladung verbracht hatten und die Besatzung die Gangways einholten und die Leinen losmachten.

Ein zufriedenes Grinsen lag auf dem Gesicht des Mexikaners, während er zusah, wie das Schiff sich anschickte, den Hafen zu verlassen. Nach einem erneuten Blick auf das Zifferblatt seiner silbernen Taschenuhr drehte er sich um und schlenderte gut gelaunt auf das Hafenviertel von Corpus Christi zu. Den Toten hatte er in der Zwischenzeit bereits wieder vergessen. Seine Gedanken waren inzwischen längst bei einem Glas Portwein und einer Zigarre, mit denen er diesen für ihn so erfolgreichen Tag ausklingen lassen wollte.

\*

Brigadier General Nathaniel »Nat« Garwood, der wettergerbte Oberkommandeur des Armeedistrikts von Westtexas, saß an einem schmalen Schreibtisch in einem noch schmaleren Büro im Innern der Kommandantur von Fort Travis und überflog zum wiederholten Mal den Wortlaut des Textes, den jemand in steiler Schrift auf mehreren eng beschriebenen Blättern zu Papier gebracht hatte.

Dabei schüttelte er immer wieder den Kopf.

Sorgen standen ihm ins Gesicht geschrieben, je eingehender er die Berichte studierte. Sorgen, die so groß waren, dass er deutlich älter wirkte, als er es mit seinen achtundfünfzig Jah-

ren eigentlich war. Sein sonst so offenes, tiefbraunes Gesicht wirkte seltsam verschlossen und sein Blick war genauso stumpf und glanzlos wie die zerschrammte Arbeitsplatte von seinem Schreibtisch.

Als seine Augen vom vielen Lesen langsam zu brennen anfangen, setzte er sich zurück, nahm die Brille ab und rieb sich mehrmals mit den Fingern über die geschlossenen Lider.

Plötzlich klopfte es.

Garwood hob überrascht den Kopf.

»Herein!«

Er hatte die Aufforderung kaum ausgesprochen, als auch schon die Tür aufgerissen wurde und ein hoch aufgeschosener, unglaublich hagerer Ordonnanzsergeant in den Raum kam, salutierte und danach einen Schritt zur Seite machte.

Seine Rechte lag demonstrativ auf dem geschlossenen Wafenhalter an seiner Dienstkoppel, während er mit mürrischer Miene beinahe abfällig in Richtung Türschwelle zeigte, über die gerade zwei weitere Männer schritten und das kleine Büro betraten.

»Sir, ich ...«

»Danke, Sergeant Alvarez«, sagte Garwood und winkte dessen Einwand ab, kaum dass er den vordersten der Besucher erkannt hatte.

Dabei strahlte er wie ein Honigkuchenpferd.

»Sie können wieder gehen.«

»Aber General, diese Zivilisten sind weder angemeldet noch ...«

»Sie können gehen!«, befahl der Offizier mit Nachdruck.  
»Hier handelt es sich um einen Privatbesuch von alten Freunden. Warten Sie draußen, ich sage Ihnen dann Bescheid, wenn ich Sie wieder brauche.«

Der Sergeant nickte, dennoch war ihm das Widerstreben, mit dem er den Raum verließ, deutlich anzusehen. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, setzte Garwood seine Brille wieder auf und kam hinter dem Schreibtisch hervor.

Seine Behauptung, dass es sich bei den Besuchern um zwei alte Freunde handelte, erwies sich jedoch nur zur Hälfte als richtig.

Richard Coke zählte zwar bereits vor seiner Wahl zum Gouverneur von Texas zu seinem Freundeskreis, den anderen Mann hingegen hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Aber der Marshalsstern, der an der Hemdbrust des Unbekannten prangte, und die Tatsache, dass er sich in Begleitung des Gouverneurs befand, zerstreuten seine Bedenken schnell.

»Hallo Richard, schön, dass du so schnell hergefunden hast. Ich hätte auch zu dir kommen können«, sagte der Offizier und streckte Coke die Rechte entgegen, während sich der Sternträger abwartend an den Türrahmen lehnte. »Aber bis ich nicht genau weiß, wer alles in diese Sache verstrickt ist, bleibt die Geschichte besser unter uns.«

Coke nickte und machte eine ausholende Kopfbewegung in Richtung seines Begleiters, indes er die Hand seines Freundes ergriff und sie schüttelte.

»Das hier ist US-Marshal Jim Crown. Er ist nicht nur einer meiner besten Leute, sondern auch der Mann, den ich eines Tages gerne als meinen Stellvertreter sehen würde. Wir können also offen miteinander reden. Ist der Fall tatsächlich so schlimm, wie du angedeutet hast?«

»Schlimmer«, sagte Garwood, ließ Cokes Hand los und nickte dem Marshal respektvoll zu.

»Mir kommt es vor, als wäre das gesamte Oberkommando der Armee ein einziges Sieb. Jeder Befehl, kaum dass er mei-

nen Schreibtisch verlassen hat, ist keine vierundzwanzig Stunden später bis in den hintersten Winkel von Texas hinein bekannt. Allmählich frage ich mich, ob es nicht besser ist, wenn ich meine Anordnungen nicht gleich in allen Zeitungen des Landes veröffentliche. Dadurch wären wenigstens die Verräter in den eigenen Reihen überflüssig.«

Coke runzelte nachdenklich die Stirn.

»Oha, ich glaube, dann ist es tatsächlich höchste Zeit, dass du uns erzählst, wo dich der Schuh drückt, und zwar in allen Einzelheiten.«

Der Brigadier General nickte und nahm wieder hinter seinem Schreibtisch Platz, während sich Coke und Marshal Crown auf den beiden unbequem aussehenden Besucherstühlen davor niederließen.

»Gut«, sagte der Offizier. »Womit soll ich beginnen?«

»Am besten mit dem Anfang«, erwiderte Coke so trocken, dass Jim Crown Mühe hatte, ein Grinsen zu unterdrücken.

Man konnte über den Gouverneur denken, wie man wollte, schlagfertig war er allemal.

Im Gegensatz zum Marshal schien Garwood den Humor des Gouverneurs jedoch überhaupt nicht zu teilen, jedenfalls legte er die Stirn in Falten und starrte finster auf die eng beschriebenen Papiere, die er vor sich auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte.

»Also gut, angefangen hat alles, soviel ich weiß, vor ungefähr zwei Monaten. Bis heute wurden in dem Gebiet zwischen dem Nueces River und dem Rio Grande über ein halbes Dutzend Waffenlager und Nachschubdepots überfallen und ausgeraubt. Seltsamerweise aber immer nur dann, wenn dort gerade eine größere Menge an Waffen, Munition oder Ausrüstung eingelagert wurde. Wie es den Anschein hat, wuss-

ten die Täter ganz genau, wann und wo es sich lohnte zuzuschlagen, deshalb müssen sie einen Komplizen in unseren Reihen besitzen, anders kann ich es mir nicht vorstellen.«

»Diese Komplizen könnten aber auch Außenstehende sein«, gab Crown zu bedenken. »Fuhrleute, Händler, Wäscherinnen oder Pferdezüchter, die mit der Armee zusammenarbeiten. Oftmals verfügen diese Leute über mehr Wissen als so mancher Offizier der betreffenden Forts.«

Garwood nahm die Brille ab und rieb sich wieder die Augen.

»Das hatte ich anfangs auch gedacht, aber dann wurden die Befehle so verschlüsselt, dass nur noch wenige Eingeweihte Bescheid wussten. Trotzdem dauerte es keine zehn Tage, bis erneut ein Waffentransport überfallen wurde, und diesmal bestand die Beute aus zweihundert nagelneuen Army Models vom Typ 73er Colt Single Action. Mehr muss ich wohl nicht dazu sagen.«

Crown konnte nicht verhindern, dass er plötzlich das Gefühl hatte, als würde eine eiskalte Hand über seinen Rücken gleiten.

»In den falschen Händen können diese Waffen ganz Texas in Brand setzen.«

Cokes Schultern sackten herab.

Die Nachricht vom Diebstahl dieser Colts hatte ihm scheinbar sichtlich zugesetzt.

»Toll und was hast du sonst noch an Neuigkeiten?«

Der Offizier war gerade im Begriff, seinem Freund zu antworten, als es erneut an die Tür klopfte. Der Mann, der daraufhin das Büro betrat, war niemand anderes als der Ordnonanzsergeant, dem der General vor wenigen Minuten befohlen hatte, den Raum zu verlassen.

Das Gesicht, das er dabei zur Schau trug, war jetzt noch mürrischer als vorher.

»Was wollen Sie denn schon wieder?«, knurrte Garwood ungehalten ob der erneuten Störung.

»Ein Postreiter hat gerade eben ein Paket für Sie abgegeben«, sagte Sergeant Alvarez, während er seinem Vorgesetzten ein schmales, in braunes Papier eingehülltes Päckchen entgegenstreckte.

»Und? Hat das nicht Zeit bis nachher? Sie wissen doch, dass ich Besuch habe.«

Der Unteroffizier machte eine wichtige Miene und schüttelte energisch den Kopf.

»Ich glaube nicht, Sir. Die Sendung ist ausdrücklich persönlich an Sie adressiert und das Papier, mit dem man das Paket eingewickelt hat, ist auf der Unterseite voller Blutflecke.«

Die Augen des Generals wurden vor Überraschung so groß wie Spiegeleier. Während er und der Gouverneur noch fassungslos auf das Paket starrten, handelte Crown bereits.

Bevor der Ordonnanzsoldat wusste, wie ihm geschah, war der Marshal auch schon bei ihm und entriss ihm den schmalen Karton.

Das Gesicht des Sergeants verzerrte sich zu einer wütenden Fratze. »Was erlauben sie sich?«, brüllte er.

»Sie verdammter Zivilist, das ist Armee-Eigentum, dafür werde ich Sie ...«

»Sie werden gar nichts, Sergeant Alvarez«, zischte Garwood. »Und jetzt lassen Sie uns allein, endgültig!«

»Bei allem Respekt, Sir, aber ...«

Was er sonst noch sagen wollte, blieb für immer sein Geheimnis. Ein Blick in die harten Augen seines Vorgesetzten ließ ihn jäh verstummen. Einen Moment lang hatte es den An-



schein, als wollte sich Sergeant Alvarez trotzdem dem Befehl des Generals widersetzen, doch dann senkte er den Kopf, drehte auf dem Absatz um und schmetterte beim Hinausgehen Garwoods Bürotür deutlich lauter zu, als es sich für einen Soldaten der Ordonnanz ziemte.

Der General verzog das Gesicht, nachdem die Tür krachend ins Schloss gefallen war.

»Seht es ihm nach, er ist ein guter Mann, und dass er es als Mexikaner bis zu einem Sergeant in meiner Ordonnanz gebracht hat, macht ihn besonders stolz. Aber leider hat er nun mal, wie vermutlich die meisten Soldaten, eine geradezu krankhafte Abneigung gegen Zivilisten.«

»Dann werden wir beide wohl auch keine Freunde«, sagte Crown, der seinem Vorgesetzten in Sachen schnippische Bemerkungen in nichts nachstand.

Dabei stellte er das Paket auf dem Schreibtisch ab, griff sich einen dort abgelegten Brieföffner und machte sich daran, das Packpapier der seltsamen Sendung zu zerschneiden.

»Und?«, fragten Coke und Garwood Sekunden später wie aus einem Mund.

Der Marshal antwortete nicht, sondern räusperte sich nur mehrmals.

Als er sich schließlich wieder den Männern zuwandte, verließ sein kantiges Gesicht nichts Gutes. Sorgenfalten überzogen stattdessen seine Stirn, während er den Blick auf den General richtete.

»Kennen Sie einen Mann namens Parrish?«

»Natürlich, Lieutenant William Parrish ist der Name des Soldaten, den ich auf diese leidige Sache angesetzt habe. Ein fähiger Offizier, der mir alsbald sicherlich mehr über diese Überfälle berichten kann.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte Crown.

»Wie meinen Sie das?«

»In diesem Paket liegt ein Brief. Darauf steht geschrieben, das Parrish seine Nase nie mehr in fremde Angelegenheiten stecken wird, und um Ihnen zu zeigen, wie ernst man es meint, auch die Nase eines Mannes. Deshalb auch die Blutflecken auf dem Packpapier. Und soll ich Ihnen noch was sagen? Ich verwette meinen Jahreslohn, wenn das nicht die Nase Ihres Lieutenants Parrish ist.«

\*

US-Marshal Crown erreichte Jalapa zwei Wochen später.

Das Dorf war eine jener Siedlungen, wie man sie im Hinterland der texanischen Atlantikküste zu Dutzenden vorfand. Ein von zahlreichen Wagenspuren und Pferdehufen durchzogener Karrenweg, eine Handvoll armseliger Hütten und ein halbrunder Dorfplatz mit einem gemauerten Brunnen.

Crown kam von Westen her, lenkte sein Pferd vor den einzigen Saloon des Ortes und stieg ab. Nach einem kurzen Rundumblick führte er den Buckskin in den Stall daneben. Dort nahm ihm ein grauhaariger Mexikaner das Tier ab und brachte es in eine leerstehende Box.

Jim drückte dem Mann danach ungefragt ein paar Münzen in die Hand, deren Wert den Preis für die Versorgung seines Pferdes bei Weitem überschritt, und verließ den Stall wieder in Richtung Saloon. Er wusste das Tier in guten Händen, die Dankbarkeit in dem Gesicht des alten Stallmanns war nicht zu übersehen gewesen.

Sattelsteif vom langen Ritt steuerte der Marshal auf den Saloon zu.

Jalapa war eigentlich nicht mehr als ein Fliegenschiss auf der Landkarte von Texas, trotzdem war der Ort für Crown interessant. Die Kneipe in der Siedlung war den Berichten nach jener Ort, in dem Parrish seine letzten Tage verbracht hatte, bevor man ihn in Corpus Christi ermordet auffand.

Vielleicht konnte er hier etwas in Erfahrung bringen, was ihm für seine weiteren Nachforschungen nützlich sein konnte.

Er trat durch die Schwingtüren des Lokals, blickte sich kurz um und bewegte sich dann in Richtung der Theke. Dabei nickte er den wenigen Gästen an den Tischen zu, die bei seinem Eintreten die Köpfe hoben und ihn neugierig musterten.

Der fette Keeper hinter dem Tresen, der bisher damit beschäftigt war, mit einem Tuch einen gläsernen Bierkrug zu polieren, legte beides zur Seite und kam sofort auf ihn zu, kaum dass er am Tresen stand.

»Hello Mister, wollen Sie was trinken?«, fragte er geschäftstüchtig.

»Auch«, erwiderte Crown. »Aber danach hätte ich gern etwas zu essen und ein Zimmer, wenn eines frei ist.«

»Kein Problem, für jemanden mit genügend Kleingeld in der Tasche hat der alte Charly immer ein anständiges Steak und ein lauschiges Plätzchen parat. Sie haben doch Geld, oder?«

Der Marshal nickte, langte in die Hosentasche und ließ den Fetten einen kurzen Blick auf zwei Geldscheine werfen, auf denen das Konterfei von Andrew Jackson abgebildet war.

Der Mann winkte sofort ab.

»Schon okay, hab mir gleich gedacht, dass Sie keiner von diesen umherziehenden Satteltramps sind, die hier in letzter Zeit andauernd auftauchen und glauben, dass es beim alten

Charly essen und trinken für lau gibt.«

Der Mann füllte augenblicklich ein dickwandiges Glas bis zum Rand mit Ingwerbier.

»Bier kommt gleich, nur das Essen dauert etwas. Ich muss erst meiner Frau in der Küche Bescheid sagen.«

»Kein Problem.«

»Fremd hier?«, fragte der Salooner, als er den Glaskrug kurz darauf vor Jim auf die Theke stellte. Dabei starrte er den Marshal neugierig an.

»Ja«, sagte Jim, trank von dem Bier und stellte den halb leeren Krug ab, nachdem er sich den Schaum von den Lippen gewischt hatte.

»Ich komme aus Fort Travis. Ich bin auf der Suche nach einem Mann namens Parrish, William Parrish. Mir wurde gesagt, dass er hier vor Kurzem noch gewohnt hat.«

Die Augen des Salooners wurden urplötzlich schmal. »Hm«, brummte er und kratzte sich am Hinterkopf. Dabei wanderte sein Blick von Jims Gesicht hinunter zu seinem Bauch und schließlich zu dem tief geschnallten Waffengurt an der Hüfte.

»Nichts für ungut, Mister, aber ich bin nur ein einfacher Salooner und möchte keinen Ärger.«

»Wieso Ärger? Ich habe Sie doch nur etwas gefragt.«

Crown sah das Flackern in den Augen des Wirts und spürte im selben Moment, dass sich ihm jemand von hinten näherte.

Langsam drehte er sich um, während er die Rechte instinktiv auf den Griff seines Colts legte.

Der Mann, der auf ihn zukam, war ein dürrer Mexikaner mit einem olivfarbenen Gesicht und stechenden Augen. Seine Kleidung war die eines einfachen Viehtreibers, was man von seiner Bewaffnung allerdings nicht behaupten konnte. Der

Sechsschüsser, der in seinem Hosengürtel steckte, war so neu, dass der Stahl noch genauso blitzte und funkelte, als hätte er seine Waffenschmiede gerade eben erst verlassen.

Der Mexikaner stellte sich neben ihn an die Theke und musterte ihn einen Moment lang abschätzend.

»Haben Sie nicht gehört, was Charly gesagt hat? Er will keinen Ärger und wir wollen das auch nicht. Überhaupt wollen wir hier keine Fremden, die tief geschnallte Revolver tragen und dumme Fragen stellen.«

Inzwischen waren auch einige der anderen Gäste aufgestanden.

»Was ist dein Problem Amigo?«, erwiderte Crown scharf.

Ein rascher Seitenblick hatte ihm aufgezeigt, dass der Mexikaner genau eines dieser nagelneuen 73er Colt-Modelle bei sich trug, die man der Army erst vor Kurzem gestohlen hatte. Gemeinsam mit der Tatsache, dass Parrish ausgerechnet hier genächtigt hatte, war das seiner Ansicht nach mehr als nur ein Zufall.

»Ich mach hier keinen Ärger, ich habe lediglich nach einem Mann gefragt. Aber das geht dich eigentlich nichts an. Überhaupt gehen dich meine Angelegenheiten einen Scheißdreck an.«

Crowns Antwort fiel bewusst so schroff aus, weil ihm nach einem kurzen Blick in die Gesichter der Anwesenden klar war, dass er hier mit Freundlichkeit nicht weiterkam.

»Du nimmst den Mund ziemlich voll, Gringo.«

»Und du bekommst gleich mehr Ärger, als du vertragen kannst.«

Der Mexikaner knurrte und schlug unvermittelt zu.

Jim war erfahren genug, um den Hieb im Ansatz zu erkennen, außerdem hatte er mit dieser Reaktion bereits gerechnet.

Ein rascher Schritt zu Seite genügte, um die Faust des Mexikaners mit voller Wucht gegen das massive Holz der Theke krachen zu lassen.

Der Bursche heulte schrill auf und zog die Faust zurück.

Crown zögerte keine Sekunde.

Er musste handeln, und zwar so schnell wie möglich, um sich bei den Anwesenden genügend Respekt zu verschaffen.

Er packte den Mexikaner mit beiden Händen am Hemd, zog ihn zu sich heran und rammte ihm sein rechtes Knie in den Schritt.

Der Mann krümmte sich stöhnend zusammen.

Ein rechter Haken riss ihn wieder hoch, ein weiterer linker stieß ihn zurück. Er schrie auf und taumelte rückwärts gegen einen der Tische. Die beiden Gäste dort sprangen von ihren Stühlen auf und starrten abwechselnd auf den Mexikaner und auf Crown. In ihren Gesichtern spiegelten sich Überraschung und Entsetzen gleichermaßen wider, aber sie rührten sich nicht von der Stelle.

Der Marshal trat einen Schritt auf den Mexikaner zu, der sichtlich Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben, und legte seine Hand einer stählernen Klammer gleich so fest um seinen Arm, dass sich dessen Gesicht erneut vor Schmerzen verzerrte.

Crown grinste kalt.

»Wie du siehst, sind meine Stiefel wohl doch ein paar Nummern zu groß für einen Amigo wie dich. Ich gebe dir deshalb den Rat, schleunigst von hier zu verschwinden, und zwar bevor ich wirklich böse werde.«

Der Mexikaner nickte benommen. Doch kaum hatte er sich von Crown abgewandt, um in Richtung Ausgang zu taumeln, zog ihm der Marshal aus einem Impuls heraus sein Schießei-

sen aus dem Gürtel, machte einen Schritt zur Seite und warf die nagelneue Waffe ungerührt in das Spülbecken hinter der Theke.

Der Mexikaner stieß einen Wutschrei aus und wollte sich erneut auf Jim stürzen.

Er verharrte jedoch mitten in der Bewegung, als er sah, mit welcher Geschwindigkeit der Fremde seinen Colt zog und mit der kreisrunden Mündung der Waffe auf seine Stirn zielte.

Der Mexikaner schluckte hörbar, senkte den Kopf und rannete aus dem Saloon, als würde ihm ein ganzer Stamm skalpungriger Apachen im Nacken sitzen.

»Das war sehr mutig von Ihnen, allerdings auch ziemlich dumm«, sagte Charly, der fette Salooner, in die nachfolgende Stille hinein.

Crown horchte auf. »Wieso?«

»Ramon war einer von de Sotos Männern.«

»Wer ist de Soto?«, fragte Jim, obwohl er glaubte, den Namen schon des Öfteren gehört zu haben. Er konnte sich im Moment nur nicht daran erinnern, in welchem Zusammenhang.

»Ein Haziendero, ein ziemlich einflussreicher Mann in dieser Gegend. Don Miguel Hernandez de Soto ist einer der wenigen Mexikaner, denen es gelungen ist, sich nach dem 48er Krieg in Texas zu halten und reich zu werden, ziemlich reich sogar. De Soto ist nicht nur einer der größten Rancher auf zweihundert Meilen in der Runde, ihm gehört auch noch ein Fuhrunternehmen und eine Schifffahrtslinie. Nicht zu vergessen sein Haus in Austin, in das er sich immer zurückzieht, wenn hier an der Küste die Regenzeit beginnt. Wenn es sein muss, bringt dieser fette Zwerg binnen eines Tages hundert

Reiter in den Sattel. Es gehört also schon Mut dazu, sich gegen ihn und seine Leute zu stellen, oder, wie ich bereits erwähnte, eine Menge Dummheit.«

»Wie es scheint, ist er hier also der große Boss, vor dem alle kuschen.«

»Kann man so sagen.«

»Haben Sie keine Angst vor de Soto und seinen Männern?«

Der Salooner lachte auf. »Ich habe mir noch nie von jemandem den Mund verbieten lassen und schon gar nicht von dem. Sie scheinen mir aus dem gleichen Holz geschnitzt zu sein, aber für Sie ist es ungleich gefährlicher. Sie sind fremd hier, Sie können nicht auf die Hilfe der Einheimischen zählen.«

»Keine Angst, Charly«, sagte Crown. »Ich weiß schon, was ich tue.« Dabei machte er eine weit ausholende Handbewegung, die sämtliche in der Zwischenzeit verwaisten Tische und Stühle des Schankraums umfasste. Bis auf ihn und den Keeper hielt sich jetzt niemand mehr im Saloon auf. Anscheinend wollte keiner der Gäste mit in die Sache hineingezogen werden und deshalb hatten sich alle aus dem Staub gemacht.

»Wie ich sehe, sind wir jetzt unter uns. Du könntest mir nun also etwas mehr über Parrish erzählen.«

Der Keeper kratzte sich erneut am Hinterkopf. Dabei machte er ein Gesicht, als hätte er einen Frosch verschluckt.

Crown grinste, bestellte ein zweites Bier und legte in voller Absicht einen der Scheine aus seiner Hosentasche auf den Tresen, dessen Wert in diesem Teil des Landes dem halben Monatslohn eines guten Cowboys entsprach.

»Stimmt so«, sagte er knapp.

Der Marshal musste keine drei Sekunden warten, bis Charly den Greenback mit derselben Geschwindigkeit in der Hosentasche



tasche verschwinden ließ, mit der er selbst noch vor wenigen Sekunden seinen Colt gezogen hatte.

Danach sprudelten die Worte nur so über die Lippen des fetten Salooners.

\*

Die Sonne stand bereits tief im Westen, als Ramon Toronella die hohen Lehmziegelmauern erreichte, die das feudale Anwesen seines Patrons Don Miguel de Soto umgaben.

Fluchend lenkte er sein Pferd auf das wuchtige Eingangsportal der riesigen Rancho.

Die Spuren, welche die Fäuste des Fremden in seinem Gesicht hinterlassen hatten, und vor allem das hochgerissene Knie ließen ihn immer noch zusammengekrümmt im Sattel sitzen.

Die Wut und der Hass auf den Mann, der ihm das angetan hatte, machten ihn fast verrückt.

Der einzige Grund, warum er trotz allem ruhig blieb, lag im Wissen, dass Don Miguel de Soto noch nie einen seiner Männer im Stich gelassen hatte.

Er ahnte nicht, wie sehr er sich diesmal irren sollte.

Toronella zügelte sein Pferd im Innenhof des Anwesens und war gerade im Begriff, aus dem Sattel zu steigen, als sich beim Mannschaftsquartier neben einem der Verandapfosten des hölzernen Vorbaus ein dunkler Schatten löste.

»Hallo Ramon, was machst du denn hier? Solltest du um diese Zeit nicht in Jalapa sein?«

Toronella hatte die Hand noch am Sattelhorn, als er sich umdrehte, um dem Sprecher zu sagen, dass sich dieser gefälligst um seine Angelegenheiten kümmern sollte. Er ver-

schluckte die unwirsche Bemerkung jedoch rasch und senkte demütig den Blick, als er die Gestalt erkannte, die jetzt mit weit ausgreifenden Schritten auf ihn zukam.

Der große Mann war niemand anderes als Emilio Martinez, die rechte Hand seines Patrons.

Für jemanden, der auf einer Rinderranch lebte und arbeitete, war Martinez wie immer ungewöhnlich elegant gekleidet. Sein dunkler Anzug war aus feinstem englischem Tuche, die geblünte Weste aus reiner Seide und die Stiefel stammten aus einer der besten Schuhmacherwerkstätten von Mexiko. Emilio war eigentlich stets wie ein Gentleman angezogen, aber er war keiner, sondern ein eiskalter Killer, dem jeder aus dem Weg ging.

»Ich ... ich muss zu Don Miguel«, stotterte Ramon.

Wie alle anderen wurde auch er stets nervös, sobald Emilio in seiner Nähe war.

»Das geht jetzt nicht, unser Patron hat wichtigen Besuch. Er hat mich beauftragt, dafür zu sorgen, dass er bis morgen Mittag nicht gestört wird. Aber vielleicht kann ich dir ja helfen.«

»Nein, das ... das ist nicht nötig. So wichtig ist es nun auch wieder nicht«, sagte Ramon, den die Anwesenheit des Killers immer unruhiger werden ließ.

Er wollte sich gerade wieder in den Sattel ziehen, als ihn Martinez an der Schulter packte und herumriss. »Moment mal, was hast du denn da im Gesicht? Los! Sieh mich mal an.«

Ramon zierte sich einen Moment, worauf die Stimme Emilios deutlich schärfer wurde.

»Ansehen, habe ich gesagt!«

Diesmal kam Ramon der Aufforderung sofort nach, denn er kannte die Tonlage in der Stimme seines Gegenübers zur Genüge und vor allem das, was geschah, wenn man sich ihm

dennoch widersetzte. Instinktiv versuchte er Martinez nicht direkt in die Augen zu sehen, doch der Killer hatte Augen wie ein Luchs.

»Mit wem hast du dich geprügelt?«

»Mit niemandem.«

»Das kauf ich dir nicht ab.«

»Ehrlich, ich bin gestolpert.«

»Lüg mich doch nicht an! Es hat Ärger in Charlys Saloon gegeben, richtig?«

Als Ramon schuldbewusst den Kopf senkte, verpasste ihm Martinez mit der flachen Hand einen Schlag gegen die Schulter, der ihn herumwirbelte und gegen sein Pferd taumeln ließ.

»Du Idiot, habe ich dir nicht gesagt, dass du in Jalapa nur Augen und Ohren aufhalten sollst und melden, wenn etwas Ungewöhnliches passiert? Von Saufen und Prügeln war nicht die Rede. Ich hoffe für dich, dass es einen guten Grund für deine verbogene Fresse gibt.«

Ramon nickte heftig. »Heute Mittag kam ein Americano in Charlys Saloon. Er hat ein Bier getrunken und dann sofort nach Parrish gefragt. Charly hat ihm gesagt, dass er keinen Ärger will, und als der Fremde dann immer unverschämter geworden ist, habe ich mich eingemischt.«

»Und dabei Prügel bezogen«, sagte Martinez spöttisch.

»Das hätte jeder«, rechtfertigte sich Ramon. »Du hättest sehen sollen, wie schnell der Kerl mit seinen Fäusten war, und vor allem mit dem Colt. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Jetzt übertreib nicht schon wieder.«

»Aber wenn ich es dir doch sage! Der Gringo ist mit dem Colt fast so schnell wie du, wenn nicht sogar noch schneller.«

»Soso, das ist ja interessant«, sagte Martinez und rieb sich nachdenklich über das Kinn.

Für Sekunden war in seinen Mundwinkeln so etwas wie der Anflug eines Lächelns zu erkennen, aber nur für Sekunden, dann wurde er sofort wieder ernst.

»Apropos Colt, wo ist eigentlich dein Schieß Eisen?«

»Das hat mir der Americano weggenommen und im Saloon ins Spülbecken geworfen«, erwiderte Ramon kleinlaut.

Das Gesicht von Martinez verhärtete sich augenblicklich.

»Sag jetzt nicht, dass es einer von diesen neuen Colts war, die der Patron letzte Woche verteilt hat!«

»Leider ja.«

Wut funkelte in Emilios Augen, als er Ramon am Kragen packte und schüttelte.

»Du verdammter Idiot, weißt du eigentlich, was du da angerichtet hast? Don Miguel hat doch ausdrücklich angeordnet, dass niemand mit so einer Waffe die Rancho verlassen darf, bis er den Befehl dazu gibt. Wenn jetzt schon bekannt wird, dass jemand von uns so einen Colt besitzt, bringt das unseren ganzen Plan in Gefahr. Dann wimmelt es hier bald nur so von neugierigen Soldaten oder Sternträgern. Bist du dir dessen eigentlich bewusst?«

Ramon senkte wie ein reuiger Sünder den Kopf und wollte gerade etwas zu seiner Entschuldigung vorbringen, als ihm Martinez auch schon mit seiner Rechten einen wuchtigen Leberhaken verpasste. Ramon wurde kalkweiß im Gesicht, presste beide Hände auf seinen Leib und ging in die Knie.

Breitbeinig baute sich der Segundo vor ihm auf und starrte abfällig auf ihn hinunter.

»Ich hoffe, dir ist klar, dass ich dem Patron sofort berichten muss, was für eine Scheiße du da gebaut hast. Ich bin gespannt, was Don Miguel dazu sagt. Du jedenfalls gehst jetzt sofort in dein Quartier und wartest dort auf weitere Anwei-

sungen.«

Als sich Ramon, dessen Leib nach dem hinterhältigen Hieb nur noch aus Schmerzen zu bestehen schien, nicht schnell genug in Bewegung setzte, trat ihm Martinez mit der Stiefelspitze in die Rippen.

Ramon gab einen gurgelnden Schrei von sich, den der Segundo mit einem verächtlichen Lachen quittierte.

»Hör auf zu jammern, sei lieber froh, dass du so glimpflich davonkommst. Normalerweise hätte ich dir eine Kugel verpassen sollen.«

\*

Jim Crown hatte Jalapa mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne verlassen.

Jetzt war es Mittag und die Sonne hatte inzwischen ihren höchsten Stand erreicht, als er sein Pferd auf einer Anhöhe im Schatten einer mannshohen Buschgruppe zügelte.

Es war die Zeit der größten Hitze.

Keine Menschenseele war zu sehen, nur eine Viehherde, die mit hängenden Köpfen am Fuß der Anhöhe an ihm vorbeitrabte. Diese Tiere und die Felder mit den Bewässerungsgräben, die sich am östlichen Horizont abzeichneten, waren für Jim Zeichen genug, um zu wissen, dass er sein Ziel erreicht hatte.

Der Marshal nickte nach einem kurzen Rundumblick anerkennend mit dem Kopf.

Charly hatte recht, Don Miguel de Soto hatte sich hier wirklich ein kleines Königreich erschaffen. Aber das war nicht der Grund, warum er sich so für den Mexikaner interessierte, in seiner Eigenschaft als US-Marshal kannte er auch die feuda-

len Besitztümer der meisten anderen Viehbarone, egal ob sie Chisum, Littlefield oder Goodnight hießen.

Für ihn war de Soto aus anderen Gründen interessant.

Zum einen durch den Umstand, dass Parrish mit seinen Ermittlungen in Jalapa begonnen hatte, also in unmittelbarer Nähe von Miguel de Sotos Ranch, und zum anderen durch die Tatsache, dass einer seiner Männer sich im Besitz eines der gestohlenen Colt-Modelle befand, die so neu waren, dass sie sich erst seit einigen Wochen im Umlauf befanden.

Hier im Hinterland waren sie wahrscheinlich noch gar nicht zu erwerben, erst recht nicht von einem einfachen mexikanischen Viehtreiber wie diesem Ramon.

Die Anmerkung des fetten Saloonkeepers, dass der Haziendero auch ein Fuhrunternehmen und eine Schifffahrtslinie besaß, bekräftigten ihn in seinem Verdacht noch mehr.

Zweihundert fabrikneue Army Colts waren schließlich eine ordentliche Hausnummer, so etwas trug man nicht einfach so an der Uhrenkette von dannen. Dazu benötigte man schon einige Fuhrwerke oder gar ein Schiff, um sie zu transportieren, und über beides verfügte hier in der Gegend nur einer: Don Miguel Hernandez de Soto.

Crown war entschlossen, sich auf den Ländereien des Mexikaners einmal genauer umzusehen. Allerdings musste er dabei vorsichtig sein, denn nach dem Zwischenfall in Charlys Saloon war sein Aussehen den Männern des Hidalgo bestimmt schon bekannt.

Dumpfer Hufschlag unterbrach ihn in seinen weiteren Überlegungen.

Unweit der Anhöhe tauchten plötzlich zwei Reiter aus einer Bodenwelle auf.

Crown zog an den Zügeln und lenkte seinen Buckskin tiefer

in die Deckung des Buschdickichts. Dort stieg er aus dem Sattel und legte seine Rechte augenblicklich auf die Nüstern des Pferdes.

Zwei Reiter waren für ihn normalerweise kein Grund zur Besorgnis, aber er befand sich auf de Sotos Land, und wo zwei seiner Männer waren, konnten auch zwanzig sein. Das Risiko einer Entdeckung war ihm einfach zu groß.

Die Reiter hatten inzwischen am Fuß der Anhöhe angehalten, keine zweihundert Yards von ihm entfernt.

Wortfetzen drangen zu ihm hoch, zuerst leise, dann immer lauter.

Offensichtlich stritten sich die Männer.

»Wohin reiten wir eigentlich, Emilio? «

»Das wirst du sehen, wenn wir am Ziel sind«, erwiderte der Mann, den der andere Emilio genannt hatte.

»Nein, das werde ich nicht! Du wirst mir jetzt sofort sagen, was wir hier in dieser gottverlassenen Gegend sollen.«

»Mach ich, aber später und jetzt halt endlich dein Maul und reite weiter!«

»Hast du nicht gehört, was ich gerade gesagt habe? Genau das werde ich eben nicht. Ich reite nicht weiter. Keinen einzigen Yard mehr, hast du mich verstanden?«, erwiderte der andere schrill.

Emilio lachte abgehackt. »Was soll das, willst du dich etwa meinen Befehlen widersetzen? Ausgerechnet du? Pass bloß auf, dass ich dir nicht gleich auf der Stelle eine Kugel in deinen dreckigen Balg jage.«

»Und warum tust du es nicht? Gib doch zu, dass ihr schon längst geplant habt, mich aus dem Weg zu räumen. Warum hast du mich nicht gleich auf der Rancho umgelegt? Das hätte dir diesen Ritt erspart und deine feinen Sachen wären auch

nicht so dreckig geworden.«

»Schon möglich, aber es würde nun mal ein schlechtes Bild auf unseren Patron werfen, wenn ich dich in Anwesenheit seiner Geschäftsfreunde erschossen hätte.«

»Du Schwein!«, brüllte der andere und trieb unvermittelt sein Pferd an. Crown konnte das zwar aus seiner Deckung heraus nicht sehen, aber der Verlauf des Streitgespräches und der plötzlich einsetzende trommelnde Hufschlag ließen es ihn vermuten.

Sekunden später krachten Schüsse.

Der Fliehende schrie und danach herrschte für einige Augenblicke Stille.

Kurz darauf war erneut Hufschlag zu hören.

Crown war drauf und dran aufzuspringen, doch das Wissen, dass ihm sein vorschnelles Handeln unter Umständen nur eine gut gezielte Kugel einbrachte, ließ ihn verharren.

Also wartete er, so schwer es ihm auch fiel. Nach etwa fünf Minuten, in denen weder etwas Ungewöhnliches zu sehen oder zu hören war, wickelte er die Zügel des Buckskins um einen Dornenstrauch und schlich vorsichtig aus dem Buschdickicht heraus.

Er brauchte nur Sekunden, um die Situation zu erfassen.

Am Fuß der Anhöhe lag einer der Reiter rücklings auf dem Boden, während der andere zusammen mit den Pferden am westlichen Horizont bereits seinen Blicken entschwand.

Der Marshal stürmte den Hang hinab und hetzte mit weiten Sätzen auf den am Boden liegenden Mann zu. Bei ihm angelangt ging er in die Knie, hob den Kopf des hageren Reiters hoch und verharrte.

Crown kannte den Mann, es war niemand anderer als Ramon, jener Mexikaner, der ihn in Charlys Saloon angegriffen



hatte.

Er lebte, aber wie lange noch?

Die Schatten des Todes hatten sich bereits unübersehbar über sein Gesicht gelegt.

Die beiden Kugeln, die ihm sein Mörder in die Brust gejagt hatte, saßen zu dicht am Herzen, um damit lange zu leben.

»Wer war der Kerl, der dich über den Haufen geschossen hat?«

Der Sterbende öffnete den Mund, um etwas zu sagen.

Als Crown nichts verstehen konnte, senkte er den Kopf und berührte mit seinem Ohr fast die Lippen des Mannes.

»Emilio ... Emilio Martinez«, hauchte Ramon fast tonlos.

»Und warum?«

»Weil ich einen Fehler gemacht habe. Ich ... ich habe den Plan gefährdet.«

»Was für einen Plan?«

Ramons Lippen verzerrten sich, das Reden strengte den Schwerverletzten offensichtlich derart an, dass ihm der Kopf vor Erschöpfung zur Seite fiel.

Für einige Augenblicke lag der Mexikaner still.

Crown war fast sicher, dass er tot war.

Der Umstand, dass es auf seinem Rücken keine Austrittslöcher gab, die Kugeln also noch in seinem Leib steckten, bekräftigte ihn in seiner Vermutung.

Doch dann schlug Ramon unvermittelt wieder die Augen auf und sagte leise, aber klar:

»Ich glaube, es geht zu Ende mit mir. Emilio, dieses Schwein hat mich wohl richtig erwischt.«

Crown nickte, es machte in seinen Augen keinen Sinn, dem Sterbenden jetzt noch irgendetwas vorzugaukeln.

»Bueno, so etwas habe ich mir bereits gedacht«, seufzte Ra-

mon rasselnd aber deutlich.

Offensichtlich hatte er in den Sekunden, in denen er still da lag, noch einmal alle Energien mobilisiert, denn seine Stimme klang überraschend kräftig, als er weiterredete.

»Egal, es ist sowieso nicht mehr zu ändern, aber wenn ich schon abtreten muss, dann wenigstens nicht allein. Martinez und Don Miguel sollen auch etwas davon haben. Schließlich verdanke ich es nur diesen beiden Hurensöhnen, dass ich schon bald vor meinen Schöpfer treten muss.«

Crown ließ seinen Blick fragend über das Gesicht des Mexikaners gleiten.

»De Soto und ein paar andere einflussreiche Hazienderos planen eine Verschwörung. Sie wollen Texas wieder mit Mexiko vereinen.«

Der Marshal hatte das Gefühl, als hätte gerade eben jemand einen Eimer mit Eiswasser über ihm ausgegossen. Seine Finger krallten sich in das Hemd des Mexikaners und rissen ihn hoch.

»Was sagst du da?«

»Sie wollen am 16. September losschlagen, am Unabhängigkeitstag von Mexiko.«

»Wer? Wer sind diese Männer? Sag mir Namen!«

»José Palacios und Pablo Aldama, die anderen kenne ich nicht. Sie sind zu fünft, sie treffen sich regelmäßig im Hafen von Corpus Christi. Ich weiß das deshalb, weil ...«

Ramon verstummte mitten im Satz.

Langsam sank sein Kopf zur Seite und sein vor Schmerzen verzerrtes Gesicht entspannte sich.

Es sah aus, als wäre er gerade eingeschlafen.

Aber Ramon schlief nicht, der Mexikaner war tot.

Jim blieb nichts anderes mehr übrig, als ihm die Augen zu-

zudrücken.

Dann erhob er sich und schaute auf den Toten hinunter. Sein Herz sagte ihm, dass es seine Pflicht als Christenmensch war, dass der Mann ein anständiges Grab bekam, sein Verstand jedoch machte ihm deutlich, dass er damit die Männer von de Soto unwillkürlich auf seine Spur brachte. Sie würden wissen wollen, wer Ramon begraben hatte, und nach ihm suchen, was wiederum seine weitere Mission gefährdete.

Seine Vorgesetzten mussten sofort erfahren, was hier vor sich ging. Nach allem, was er inzwischen wusste, glich Texas einem Pulverfass, an dem die Lunte bereits brannte. Die weitere Existenz des Lone Star Staates hing im Moment scheinbar einzig und allein nur von ihm ab.

So hart es auch war, aber er musste sich entscheiden. Das Schicksal eines Halunken wie Ramon gegen das eines ganzen Landes, das in Flammen stand, wenn er nicht augenblicklich handelte.

Der Marshal hastete die Anhöhe hinauf, schwang sich in den Sattel und blickte ein letztes Mal auf den Toten hinunter. Dann berührte er mit den Stiefelabsätzen die Flanken seines Pferdes und lenkte es in Richtung Corpus Christi.

Crown hoffte inständig, dass es noch nicht zu spät war, um die verbrecherischen Pläne der Hazienderos zu durchkreuzen.

\*

Es war später Nachmittag, als Jim die schmale Furt am Nueces River erreichte.

Wie er von Charly erfahren hatte, war diese Stelle, die auf der gegenüberliegenden Uferseite auf einer Länge von meh-

rerer Meilen von Pecanbäumen gesäumt wurde, die südöstlichste Grenze von Miguel de Sotos Besitz.

Von hier aus war Corpus Christi keine einhundert Meilen mehr entfernt.

Er war gerade dabei den Fluss zu überqueren, als er die Reiter entdeckte.

Das Rauschen des Wassers hatte ihren Hufschlag übertönt. Sie waren deshalb schon ziemlich nahe, als er sie bemerkte.

Jim schreckte beim Anblick der Männer im Sattel hoch und überlegte nicht lange. Augenblicklich riss er sein Pferd an den Zügeln herum und drängte es hastig aus dem Fluss heraus in die schützende Deckung der weit ausladenden Bäume.

Es war nicht ihre Anzahl, die ihn so überhastet reagieren ließ, obwohl fünf Männer auch für einen Mann wie US-Marshal Jim Crown zu viel der Gegner waren. Es lag vielmehr an ihren olivgrünen Uniformen.

Es waren Rurales!

Was, zur Hölle, hatten mexikanische Grenzpolizisten in diesem Teil von Texas zu suchen?

Er duckte sich im Sattel und beobachtete die Männer aus seiner Deckung heraus ganz genau, um vielleicht errahnen zu können, was sie vorhatten. Die Rurales schienen einen weiten Ritt hinter sich zu haben. Ihre Pferde waren ebenso dick mit Staub bedeckt wie ihre Uniformen. Ihrem Verhalten nach waren sie als Kundschafter über die Grenze gekommen, was bedeutete, dass ihnen noch mehr Reiter folgten.

Wie um seine Vermutungen zu bestätigen, erzitterte der Boden bald darauf unter dem Hufschlag unzähliger Pferde.

Von Westen her sprengten mindestens fünfzig weitere Mexikaner heran.

Sie alle trugen die gleichen großen Hüte und olivgrüne Uni-

formblusen wie die kleine Patrouille, die inzwischen an der Furt ihre Pferde saufen ließen. Jim fröstelte beim Anblick des Reiterpulks, obwohl die Nachmittagssonne die Luft immer noch zum Kochen brachte.

Die Rurales bewegten sich mit einer solchen Selbstverständlichkeit auf Miguel de Sotos Besitztum zu, als wären sie die Herren dieses Landes und nicht der Haziendero.

Mit ihnen zusammen verfügte de Soto schätzungsweise über zweihundert Männer. Wenn die anderen Hazienderos auch nur die Hälfte davon in den Sattel brachten, fegten in wenigen Wochen mindestens dreihundert kampferfahrene Reiter über den Südwesten von Texas hinweg. Allein nur der Gedanke daran ließ ihn in Schweiß ausbrechen.

Die Hafenstadt Corpus Christi würde dieser Streitmacht bereits beim ersten Angriff wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Denn bis die Army, deren Schwerfälligkeit er zur Genüge kannte, endlich reagierte, war mit Sicherheit bereits das halbe Land im Besitz der Verschwörer.

Auch wenn Jim nicht daran glaubte, dass der Plan der Mexikaner letztendlich zum Erfolg führte, der Südwesten von Texas würde trotzdem förmlich im Blut ertrinken.

Er folgte dem Reiterpulk in sicherem Abstand, wobei diese Vorsichtsmaßnahme eigentlich gar nicht nötig war. Die Rurales fühlten sich durch ihre große Anzahl derart sicher, dass sie weder an ihren Flanken noch in ihrem Rücken Kundschafter einsetzten, die sie vor einem unliebsamen Angriff aus dem Hinterhalt hätten rechtzeitig warnen können.

So gelangte Crown mit Einbruch der Dämmerung völlig unbehelligt zu einem kleinen Tal, an dessen Ende sich die Umrisse mehrerer Weidehütten abzeichneten. Jim lenkte sein Pferd in den Schatten eines wuchtigen Felsens und spähte

nach vorne.

Vor ihm befand sich offensichtlich das Feldlager von Don Miguel's Armee.

Das Schlafhaus und die Stallungen des Weidecamps, die in der Abendsonne bereits lange Schatten warfen, waren von mehreren hochwandigen Frachtwagen umgeben, zwischen denen ständig schwer bewaffnete Männer umherliefen.

Crown schluckte vor Überraschung, als er neben einem der Campfeuer vier Kanonen entdeckte, deren Mündungen drohend gen Westen zeigten.

Entsetzen machte sich in ihm breit, als er erkannte, wie weit die Kriegsplanungen der Verschwörer bereits fortgeschritten waren. Angesichts der großen Zahl an Männern, die sich in dem Lager aufhielten, war ihm klar, dass er allein im Moment hier überhaupt nichts ausrichten konnte.

Crown zog deshalb sein Pferd herum und lenkte es in südöstliche Richtung. Kaum war er außer Sichtweite des Lagers, hämmerte er dem Pferd die Absätze seiner Stiefel in die Weichen. Er musste so schnell wie möglich nach Corpus Christi zum Telegrafembüro, ansonsten war die Katastrophe nicht mehr zu verhindern.

Crown beugte sich weit im Sattel vor, um sein Gewicht zu verlagern und es dadurch seinem Pferd so leicht wie möglich zu machen, und galoppierte im gestreckten Galopp auf die Hafenstadt zu.

Der Gedanke an eine Invasion Texas' durch eine Gruppe von fünf fanatischen Mexikanern nahm ihn so in Beschlag, dass er gar nicht bemerkte, wie sich bereits nach wenigen Meilen das Wetter änderte und aus einem lauen Juliabend schlagartig eine stürmische, nasskalte Gewitternacht wurde. Er zuckte erst zusammen, als ihm der Wind direkt ins Gesicht

peitschte.

Aber da war es bereits zu spät.

Donner grollte, Blitze zuckten und der Himmel schien all seine Schleusen zu öffnen.

Innerhalb von Sekunden war Jim nass bis auf die Knochen.

\*

»Sie wollten mich sprechen, Don Miguel?«

Das Gesicht des fetten Hazienderos wirkte ernst und verschlossen, als er auf sah und dem großen, vornehm gekleideten Mexikaner zunicke, der soeben sein Arbeitszimmer betrat.

Der Mann nahm seinen Hut vom Kopf und drehte ihn nervös in den Händen, während er auf den Patron zuing. Es kam nicht oft vor, dass Don Miguel einem seiner Angestellten erlaubte, ihn hier zu besuchen.

Mit einer knappen Handbewegung deutete der Haziendero auf einen der beiden einfachen Lehnstühle vor seinem Schreibtisch. Er selbst thronte auf einem wuchtigen Ledersessel, der auf einem Podest stand und ihn damit deutlich größer wirken ließ, als er es eigentlich war.

»Setz dich, Emilio«, sagte Miguel de Soto.

Sein Segundo, der wie immer wie ein Gentleman gekleidet war, nickte kaum merklich und nahm auf den ihm zugewiesenen Stuhl Platz.

»Ja, ich will mit dir sprechen. Wir müssen unbedingt über einige Dinge reden, über Ramon zum Beispiel.«

»Das hat sich bereits erledigt. Ich habe das Problem beseitigt, so wie Sie es mir aufgetragen haben, Patron. Dieser Dummkopf ...«

»Ich habe es gehört«, unterbrach Don Miguel seinen Angestellten. »Es missfällt mir allerdings, dass du ihn da draußen einfach so liegen gelassen hast. Was ist, wenn ihn jemand dort findet? Es könnte sein, dass dieser jemand dann dumme Fragen stellt.«

Emilio winkte ab. »Keine Angst, Don Miguel. Das Gebiet dort wird seit mehreren Wochen von Wölfen heimgesucht. Diese Bestien haben schon mehr als ein Dutzend unserer Rinder gerissen, obwohl sie normalerweise einen Heidenrespekt vor den Hörnern der Tiere haben. Ein Toter ist für sie dagegen leichte Beute, ich bin mir sicher, dass von Ramon schon jetzt nicht viel mehr übrig ist als eine Handvoll abgenagter Knochen.«

»Das hoffe ich für dich. Du weißt ja, wie weit unser Plan schon fortgeschritten ist. Ich habe keine Lust, das Unternehmen so kurz vor dem Ziel abzublasen, nur weil jemand schlampig gearbeitet hat.«

Obwohl Emilio Martinez seinem Vorgesetzten in Sachen Rücksichtslosigkeit in nichts nachstand, konnte es der große Mexikaner nicht verhindern, dass es ihm kalt über den Rücken lief, als ihn Don Miguel auf seine ihm eigentümliche Art musterte.

Der Blick seiner dunklen, böseartig funkelnden Augen ließ ihn immer wieder aufs Neue schaudern.

»Aber lassen wir das«, sagte der fette Haziendero nach einer Minute des Schweigens. »Reden wir über die anderen Dinge, die noch zu tun sind, bevor wir losschlagen.«

Emilio beugte sich neugierig in seinem Stuhl vor.

Der Haziendero jedoch drehte den Kopf und starrte sekundenlang schweigend auf das große Fenster neben seinem Schreibtisch, gegen das der Regen mit immer größer werden-



der Lautstärke prasselte.

Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten, während er zusah, wie draußen das Unwetter tobte. Blitze überzogen den Himmel im Sekundentakt mit ihrem schwefelgelben Licht und der nachfolgende Donner war so laut, dass de Soto unwillkürlich zusammenzuckte.

»Ich möchte, dass du José Palacios aus dem Weg räumst«, sagte er schließlich.

Martinez pfiff hörbar durch die Zähne. »Ist das Ihr Ernst?« Don Miguel verzog unwillig das Gesicht.

»Natürlich, oder glaubst du, ich sage so etwas zum Spaß?« Der Segundo wiegte nachdenklich den Kopf.

»Ich weiß nicht so recht, Patron. Palacios hat schließlich den größten Teil unserer Unternehmungen finanziert. Wollen Sie diesen Geldhahn wirklich zudrehen?«

»Davon kann keine Rede sein, im Gegenteil. Antonio, also José's ältester Sohn, an den der Besitz nach seinem Tod fällt, würde uns noch deutlich mehr unterstützen.«

»Oh«, sagte Martinez überrascht. »Das wusste ich nicht. Darf ich mir trotzdem die Frage erlauben, warum ich José töten soll? Immerhin ist er einer Ihrer besten Freunde.«

»War, Emilio, war!«

»Was ist passiert?«

»Er hat kalte Füße bekommen. José ist zwar einer der reichsten Männer des Landes, aber das hat er, Gott habe ihn selig, nur seinem Vater zu verdanken. Ohne sein Geld ist er nichts als ein einfältiger Bauernbursche, ganz im Gegensatz zu uns anderen. Er wäre nie über die Grenzen seiner Rancho hinausgekommen, wenn ihn nicht die amerikanische Armee nach San Antonio eingeladen hätte, um ihm ein Geschäft vorzuschlagen. Es geht dabei um die Lieferung mehrerer Hundert

Rinder, die als Fleischrationen für die Soldaten der Grenzfürts geplant sind. Die Vertragsverhandlungen fanden im Vorfeld der Feierlichkeiten des 4. Juli statt, und seit José die Militärparaden und Aufmärsche der Tejanos gesehen hat, ist er wie ausgewechselt. Von seinem Patriotismus und der Liebe zu seinem mexikanischen Vaterland ist nicht mehr geblieben als ein ständiges Jammern und Heulen, dass es Selbstmord ist, Texas anzugreifen. Selbst der Umstand, dass ich Diego Lazaga, den Gouverneur unserer mexikanischen Nachbarprovinz, als Verbündeten gewonnen habe und er uns eine Hundertschaft seiner Rurales zur Verfügung stellt, kann diesen Hasenfuß nicht mehr davon abbringen auszusteigen. Er ist zu einem Risiko geworden, das es gilt auszuschalten, wenn wir unsere Pläne nicht gefährden wollen.«

»Verstehe, unter diesen Gesichtspunkten sehe ich das genauso«, sagte Martinez und nickte dabei zustimmend.

»Gut, dann sind wir beide ja wieder einer Meinung. Aber lass es bitte wie ein Unfall aussehen, ich will nicht, dass die Familie von José auf irgendwelche dummen Gedanken kommt und Fragen stellt. Ohne das Geld der Palacios sind wir tatsächlich aufgeschmissen.«

Der Segundo grinste kalt. »Keine Angst, das werde ich, ich habe da sogar schon eine Idee, wie ich vorgehe.«

»In Ordnung, ich verlass mich auf dich«, erwiderte Don Miguel und fügte, als Martinez aufstand und sich verabschieden wollte, noch hinzu: »Ach ja, da wäre noch etwas. Wie mir zu Ohren gekommen ist, hat dieser Gringo, der Ramon den Colt abgenommen hat, ein paar dumme Fragen über Parrish gestellt und schnüffelt noch immer in der Gegend herum. Sorge bitte dafür, dass er dies in Zukunft unterlässt.«

Die Umrisse von Corpus Christi zeichneten sich nur schemenhaft gegen den schmutzig grauen Himmel ab. Für einen Nachmittag im Juli war es ungewöhnlich nasskalt und windig.

Jim Crown schüttelte sich und zog den Kragen seiner knielangen Ölhaut enger um den Hals, während er den ausgefahrenen Überlandtrail verließ, der direkt auf die Hafenstadt zu führte. Stattdessen lenkte er sein Pferd auf einen schmalen Pfad, der sich schlangengleich an der Küste entlang wand und irgendwann in die Außenbezirke von Corpus Christi münden sollte. So jedenfalls hatte es ihm der Farmer erzählt, in dessen Scheune er in der letzten Nacht untergekommen war.

In seiner Position als US-Marshal hätte er auch bequem mit der Postkutsche reisen können, aber gerade das wollte Jim vermeiden.

Ihm war es lieber, unerkant in die Stadt zu gelangen, weshalb er seinen Stern wie auch bei seinem Eintreffen in Jalapa vorsichtshalber in der Hosentasche trug. Er hielt es nicht für richtig, dass jedermann gleich von seinen Beweggründen, warum er hergekommen war, wusste. Schließlich war die Stadt nach Ramons letzten Worten der Treffpunkt der Verschwörer, deren Absicht es war, einen Aufstand anzuzetteln.

Jim konnte ob dieses Plans nur den Kopf schütteln. Fünf Männer gegen ganz Texas, das Ganze war so absurd, dass ihn allein der Gedanke daran an seinem Verstand hätte zweifeln lassen, wenn er denn inzwischen nicht schon so viel gesehen und erlebt hätte.

Je länger er nachdachte, umso mehr kam er zu der Überzeu-

gung, dass die Fäden dieser Revolte alle in Corpus Christi zusammenliefen.

In dieser Stadt hatte man Parrish ermordet, hier wurde das Paket mit dem makabren Inhalt an General Garwood aufgegeben und hier befanden sich auch die Geschäfts- und Lagergebäude von de Sotos Fuhrunternehmen und seiner Schifffahrtslinie.

Der Hafen, der nur einen Katzensprung von Mexiko entfernt lag, galt als größter Schiffsumschlagplatz in Texas für Güter aller Art. Die Stadt selbst, so erzählte man sich jedenfalls hinter vorgehaltener Hand, war in der Hand von Schmugglern und Hehlern und das Hinterland fast menschenleer.

Ein geradezu ideales Pflaster für die Pläne der Aufrührer.

Crown wollte deshalb vorerst noch allein versuchen, die Verschwörer ausfindig zu machen und ihre Pläne zu durchkreuzen, bevor er sich an die örtlichen Behörden wandte. Er wusste aus Erfahrung, dass dabei meistens so viel Staub aufgewirbelt wurde, dass die Verbrecher schnell Wind von der Sache bekamen.

Es hatte sich während seiner Dienstzeit schon oftmals als wirkungsvoller erwiesen, wenn er nur seinen direkten Vorgesetzten, also Gouverneur Coke, über den Stand seiner Ermittlungen informierte.

Inzwischen tauchten vor Jim die ersten Häuser auf.

Sie hatten allerdings nur wenig mit den mehrgeschossigen, wuchtigen und im Südstaatenstil gehaltenen Bauten gemeinsam, die ansonsten das Straßenbild der Hafenstadt beherrschten. Diese Häuser waren allesamt düsterer und kleiner und bedeutend dreckiger.

Die meisten hatten längst einen neuen Anstrich nötig und

beim Rest gehörten die Dachschildeln ausgetauscht, sonst mussten ihre Besitzer damit rechnen, dass es ihnen spätestens beim nächsten Regenguss ins Wohnzimmer plätscherte.

Überall lag Unrat in den Hofeingängen, in denen hier und da die Ratten wühlten.

Der Farmer hatte recht behalten, dachte Jim. Der Weg, den er ihm beschrieben hatte, endete tatsächlich in den verkommenen Außenbezirken, von denen aus man so gut wie unerkannt in das Stadtzentrum von Corpus Christi gelangte.

Jetzt galt es nur noch, ein Telegrafienbüro zu finden.

Aber das war alles andere als einfach, denn der stetige Regen und der kalte, vom Meer herkommende Wind hatten die Straßen regelrecht leergefegt. Nur hier und da hasteten ein paar Menschen mit eingezogenen Köpfen über die Stepwalks, um Sekunden später wieder im nächsten Hauseingang zu verschwinden.

Jim versuchte zwar mehrmals jemanden anzusprechen, aber alles, was er als Antwort zu hören bekam, war entweder eine abwertende Handbewegung oder ein gemurmelter Fluch.

Crown war klar, dass er seinen ursprünglichen Plan ändern musste, wenn er nicht demnächst die gewünschte Auskunft erhielt.

Aber er hatte Glück.

Er ritt gerade an einer Bretterbude vorbei, die den Eindruck erweckte, jeden Moment in sich zusammenzufallen, als ihm ein Mann entgegenkam, den die ungemütlichen Wetterverhältnisse offensichtlich nicht im Geringsten zu stören schienen.

Ungeachtet des Regens schlenderte er gemächlich und mit hoch erhobennem Haupt über die hölzernen Stepwalks.

Der Mann, Crown schätzte ihn auf Ende vierzig, war mit einer groben Drillichhose bekleidet und seine Füße steckten in genagelten Seemannsstiefeln. Über seinen stämmigen Oberkörper spannte sich ein blauweiß gestreiftes Matrosenhemd, das vom vielen Waschen eingelaufen war und seinen Bauchansatz daher kaum noch zu verdecken vermochte. Sein wettergegerbtes Gesicht, dessen untere Hälfte von einem grauen Bartgestrüpp überwuchert war, hatte die Farbe von dunklem Kupfer und der Handteller große Ohrring, den er rechts trug, verlieh ihm ein beinahe verwegenes Aussehen.

Crown zögerte nicht lange, sondern sprach ihn sofort an.

»He, Seemann, darf ich dich mal was fragen? Es soll nicht dein Schaden sein, ich würde dir dafür auch einen Drink spendieren, oder sogar zwei.«

Der glatzköpfige Mann blieb abrupt stehen, stemmte die Hände in die Hüften und musterte den Marshal fragend.

»Wie komme ich denn zu der Ehre? Du kennst mich doch gar nicht.«

»Das stimmt, aber du siehst aus, als würdest du mir wenigstens eine Antwort geben. Bisher habe ich nämlich nichts als Flüche und Kopfschütteln auf meine Frage erhalten.«

Der Mann grinste abfällig. »Das wundert mich nicht, hier ist sich jeder selbst der Nächste. Das war mal anders, aber das ist schon lange her. Damals galt Corpus Christi bis auf ein paar Ausnahmen noch als eine Hafenstadt, in der ein anständiger Mensch nichts zu befürchten hatte. Aber inzwischen ist die ganze Gegend hier zu einem einzigen Sündenpfuhl verkommen, in dem du in einer Nacht sämtliche Gebote der Heiligen Schrift brechen kannst und dann aufpassen musst, damit du am anderen Morgen nicht mit durchschnittener Kehle in der Gosse landest. Aber genug der Rede, was willst du wissen?«

»Wo finde ich hier das nächste Telegrafenamt?«

»Ha«, lachte der Seemann. »Das nenne ich einen leicht verdienten Drink.« Dabei drehte er sich um und streckte die Hand aus. »Einfach geradeaus und die nächste Straße rechts, dann stehst du praktisch schon direkt davor. Der alte Pendleton wird sich sicher freuen, mal wieder ein neues Gesicht zu sehen.«

Crown nickte dankbar und warf dem Mann einen Dollar zu. Dann zog er die Zügel an und brachte sein Pferd auf den Weg, den ihm der Seemann beschrieben hatte.

Keine zehn Minuten später gelangte er an ein zweistöckiges Haus, über dessen Eingangstür man ein Holzschild angebracht hatte. Darauf war in großen Lettern *Wells Fargo Overland Station* zu lesen und einen fingerbreit darunter, in etwas kleinerer Schrift, die Worte *Postoffice* und *Telegrafenamt*.

Jim zügelte sein Pferd, glitt aus dem Sattel und schlang die Zügel um den schmiedeeisernen Querholm, der vor dem Gebäude stand.

Der Marshal zog sein Gewehr aus dem Scabbard und ging auf das Haus zu. Drinnen angelangt blieb er einen Moment lang stehen und sah sich unschlüssig um.

Pendleton, wie ihn der glatzköpfige Seemann genannt hatte, saß hinter dem Schalter neben einem bullernden Kanonofen und hielt eine alte Zeitung in der Hand.

Er blickte erst auf, nachdem Jim bereits die Hälfte der Schalterhalle durchquert hatte.

»Guten Abend, Söhnchen, was für ein Sauwetter bringst denn du da mit? Holy Shit, so etwas habe ich, seit ich hier arbeite, noch nicht erlebt. Und das ist auch schon einige Tage her, das kannst du mir glauben.«

Jim zuckte die Achseln. »Ich bin von dem Wetter auch nicht

begeistert, aber es ist nun mal nicht zu ändern.«

»Wie wahr«, sagte der Alte und legte die Zeitung endgültig aus der Hand.

»Also Söhnchen, was darf's denn sein? Ein Paket abholen oder ein Telegramm aufgeben? Einen Brief verschicken geht heute leider nicht mehr, die Postkutsche ist vor einer Stunde abgefahren und die nächste kommt erst morgen früh so gegen acht hier an, wenn sie denn pünktlich ist.«

Crown verzog das Gesicht.

Einen Moment lang war er drauf und dran, dem redseligen Oldtimer zu erklären, dass er es auf den Tod nicht ausstehen konnte, wenn man ihn, einen Mann, der schon über vierzig Winter erlebt hatte, mit Söhnchen anredete.

Aber dann besann er sich eines Besseren.

Dem schlohweißen Haar und den tausend Falten im Gesicht nach zu urteilen, konnte der Alte wohl fast jeden Mann in Texas als Söhnchen bezeichnen. Er hatte wahrscheinlich schon so viele Jahre auf dem Buckel, dass er selbst nicht mehr wusste, wie alt er wirklich war.

Also verkniff sich Crown einen Kommentar und brachte stattdessen sein Anliegen vor.

»Ich würde gern noch zwei Telegramme aufgeben, wenn es möglich ist.«

Der Oldtimer grinste und legte die Zeitung zur Seite.

»Oh, gleich zwei und das noch vor dem Abendessen. Dann muss es aber wichtig sein.«

»Wie man es nimmt«, antwortete Crown ausweichend.

Dann nahm er sich ein paar der Telegrammformulare, die auf dem Schaltertresen lagen, füllte eines davon aus und reichte es Pendleton, während er das nächste beschriftete.

Der Alte schnappte sich das Papier, legte die Hand auf die



Morsetaste und verharrte. Nachdem er den Text ein zweites Mal gelesen hatte, legte er das Formular zur Seite und schüttelte den Kopf.

»Es geht mich zwar nichts an, Söhnchen, aber willst du dich nicht kürzerfassen? Das ist ja ein halbes Buch, das du da versenden willst. Wenn dein anderes Telegramm auch aus so vielen Wörtern besteht, bist du ein armer Mann, wenn du das bezahlt hast.«

»Das ist schon in Ordnung«, erwiderte Crown.

Er wusste selbst, dass der Wortlaut für ein Telegramm viel zu umfangreich war, aber er konnte dem alten Dave ja schlecht erzählen, dass dies nichts anderes als eine verschlüsselte Botschaft an den Gouverneur war.

Der eigentliche Text erschloss sich einem erst, wenn man nur jedes vierte Wort las.

Er war fremd in der Stadt und wusste nicht, wem er trauen konnte und wem nicht. Er musste vorsichtig sein, deshalb dieser Code.

»Nun gut, Söhnchen«, erwiderte Pendleton. »Dann fang schon mal an, deinen Sparstrumpf zu leeren, während ich das hier durch den Draht jage. Denn dieser Spaß wird dich ein kleines Vermögen kosten.

\*

Der Regen wurde allmählich immer schwächer.

US-Marshal Jim Crown zog die Tür zum Postoffice hinter sich ins Schloss, nachdem er die Telegramme aufgegeben hatte, und machte sich auf den Weg zu dem Hotel, das ihm der Schalterbeamte zum Übernachten empfohlen hatte.

Er steckte das Gewehr wieder zurück in den Scabbard und

war gerade dabei, die Zügel seines Pferdes vom Haltebalken zu lösen, als ihm die beiden Männer drüben beim Saloon förmlich ins Auge sprangen.

Ungehobelte, brutal wirkende Kerle mit verschlagenen Gesichtern, denen kein anständiger Bürger im Dunklen begegnen wollte. Jim wäre nicht überrascht gewesen, wenn er ihre Visagen auf einem Steckbrief entdeckt hätte.

Sie standen breitbeinig auf dem hölzernen Vorbau der Schnapsbude. Inzwischen hatte es gänzlich aufgehört zu regnen, weshalb sie in der klaren Abendluft und dem hellen Licht, das aus den Fenstern des Schankraums hinaus ins Freie fiel, deutlich zu sehen waren.

Der ältere der beiden war ein Mexikaner mit einem kugelförmigen Gesicht und einem bleistiftdünnen Oberlippenbart, der andere dagegen ein weizenblonder Jüngling, der auf den ersten Blick den Eindruck machte, als hätte er noch Milchschorf hinter den Ohren.

Aber nur auf den ersten Blick, ein zweiter, genauerer offenbarte Jim ein verbittertes Gesicht, das beherrscht wurde von mordlüsternen, eiskalten Augen und einem schmallippigen Mund. Crown nahm instinktiv den Kopf zwischen die Schultern und trat einen Schritt näher an sein Pferd heran. Eine innere Stimme sagte ihm, dass es besser war, wenn er die Aufmerksamkeit der beiden Kerle nicht schon gleich am ersten Tag seiner Ankunft in der Hafenstadt auf sich zog. Irgendwie hatte er das Gefühl, dass er mit diesen Gestalten noch früh genug aneinandergeraten würde.

Im Moment schien das allerdings noch nicht der Fall zu sein.

Die beiden ungleichen Männer nahmen seine Anwesenheit überhaupt nicht zur Kenntnis, sondern richteten ihre ganze

Aufmerksamkeit auf einen älteren, schnauzbärtigen Mexikaner, der soeben aus dem Saloon kam.

Der vornehme Anzug ließ in Crown erst die Vermutung aufkommen, dass es sich bei ihm um einen mexikanischen Edelmann handelte. Die Art jedoch, wie er sich gab und bewegte, zeugte aber eher von einfacher Herkunft. Bei genauerer Betrachtung wirkte der Mann auf ihn wie ein einfacher Bauer, den man als eleganten Haziendero verkleidet hatte.

Obwohl es absurd war, musste er bei seinem Anblick unweigerlich an die Verschwörer denken, von denen Ramon erzählt hatte.

Neugierig sah er zu, wie der Mann kurz nach dem Verlassen des Saloons in eine schmale Seitengasse einbog. Er wollte sich schon wieder seinem Pferd zuwenden, als er aus den Augenwinkeln heraus beobachtete, wie die zwei Galgenvögel dem Mexikaner folgten.

Eigentlich hatte er selbst mehr Probleme am Hals, als ein einzelner Mann vertragen konnte, aber sein Bauchgefühl sagte ihm, das hier irgendetwas im Busch war.

Crown lockerte den Colt im Holster und folgte den beiden, so schnell er konnte.

Keine Sekunde zu spät.

Er hörte, wie die Männer den mexikanischen Edelmann mit ihren Fäusten bearbeiteten, noch bevor er in das Dunkel der Seitengasse eintauchte.

Die dumpfen Laute zuschlagender Fäuste und das schmerzvolle Stöhnen des Getroffenen hallten deutlich hörbar durch die dunkle Gasse. Obwohl Jim nicht gerade leise war, kam er doch bis auf Armlänge an die beiden Verbrecher heran. Sie waren so mit ihrem Opfer beschäftigt, das sich inzwischen vor Schmerzen am Boden wand, dass sie kein Auge für ihre

Umgebung hatten.

Wut erfüllte Jim, als er sah, mit welch brutalen Tritten und Faustschlägen sie den Niedergeschlagenen traktierten. So konnte auch er keine Gnade, als er zum Angriff überging.

Sein erster Schlag war ein linker Haken, der den Mexikaner in die Magenpartie traf. Der Kerl verbeugte sich regelrecht, worauf Jim sein Knie hochriss und ihm damit den Unterkiefer zerschmetterte.

Der Mann schlug beide Hände vor das Gesicht und ging mit einem schrillen Schmerzlaut zu Boden, aber das sah der Marshal schon nicht mehr, denn inzwischen reagierte der Jüngling.

Er war schnell wie ein Wildkater, dem man auf den Schwanz getreten hatte, aber nicht schnell genug für Crown. Der Marshal stieß ihm die Rechte ins Gesicht, noch bevor der Kerl seinen Revolver gänzlich aus dem Holster gezogen hatte.

Die Wucht des Schlages ließ den hageren Jüngling regelrecht durch die Gasse fliegen. Von heißer Wut erfüllt hatte Jim fast alle Kraft, die in seinem zweihundertzehn Pfund schweren Körper steckte, in diesen Hieb gelegt.

Crown verharrte einen Moment und kümmerte sich erst dann um den Überfallenen, als er sicher war, dass von den beiden Galgenvögeln keine Gefahr mehr ausging.

Er machte einen schnellen Schritt auf den Mann zu und half ihm behutsam auf die Beine.

Der Mexikaner sah fürchterlich aus.

Sein Gesicht war völlig zerschlagen, die Nase mehrfach gebrochen und überall war Blut.

»Kommen Sie, ich bringe Sie zu einem Arzt.«

Obwohl es ihm sichtlich schwerfiel, schüttelte der Mann den Kopf.

»Danke, aber das ist nicht notwendig. Es reicht vollkommen, wenn Sie mich bis zu meinem Haus begleiten. Dort wird sich meine Dienerschaft um alles Weitere kümmern.«

»Sie sollten sich trotzdem von einem Arzt untersuchen lassen. Sie sehen ziemlich übel aus.«

»Ach was, wir Palacios sind zäh, außerdem kennt sich meine Haushälterin mit solchen Dingen aus.«

Jim verharrte mitten in der Bewegung.

Bei dem Namen Palacios begannen in ihm sämtliche Alarmglocken zu läuten.

Sollte der Verletzte tatsächlich jener Hazienderos sein, von dem Ramon behauptet hatte, dass er zu den Verschwörern gehörte?

Irgendwie glaubte Jim nicht an einen Zufall.

Wie recht er mit seinen Vermutungen hatte, wurde ihm klar, als der Mann weiterredete.

»Sie sind selbstverständlich mein Gast und das, solange Sie möchten, schließlich habe ich Ihnen mein Leben zu verdanken. Mein Name ist übrigens José Palacios, mir gehört außer meinem Stadthaus eine der größten Haziendas am Nueces River.«

»Mein Name ist Crown«, erwiderte der Marshal. »Jim Crown. Was wollten diese Kerle eigentlich von Ihnen?«

»Keine Ahnung, aber so, wie die aussehen, hatten sie es wohl auf mein Geld abgesehen. Ich glaube, ich sollte in Zukunft wohl etwas vorsichtiger sein, wenn ich mir einen Drink genehmigen will. Meine wohlgefüllte Briefftasche scheint Gesindel anzuziehen wie ein totes Rind die Fliegen.«

»Wir sollten sie dem Sheriff übergeben.«

José Palacios lachte gallig. »Dem Sheriff? Ha, man merkt gleich, dass Sie fremd hier sind.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Frank McGrath ist nicht viel mehr als eine sterntragende Marionette. Die wahren Herren der Stadt sind die Geschäftemacher und Schmuggler. Sie sagen, was Recht und Gesetz ist, und nicht McGrath. Aber jetzt genug geredet, kommen Sie, ich möchte mich endlich bei Ihnen erkenntlich zeigen.«

»Das müssen Sie nicht, das war schließlich selbstverständlich«, erwiderte Jim.

»Na gut, aber eine Einladung auf ein Glas Sherry werden Sie doch hoffentlich nicht ausschlagen. Auf diesen Schreck sollten wir etwas trinken und ich habe da einen exzellenten Tropfen in meinem Keller.«

Jim nahm die Einladung scheinbar nur zögernd an, dabei war alles nur Kalkül. Um mehr über Palacios und die Verschwörung zu erfahren, musste er das Vertrauen des Mexikaners gewinnen. Jim kannte das Wesen der mexikanischen Dons gut genug, um zu wissen, dass man ihm eher mit Misstrauen begegnen würde, wenn er sich allzu augenscheinlich anbot.

\*

José Palacios' kleines Stadthaus war mit eines der größten in der ganzen Umgebung.

Es hatte zwei Stockwerke und einen breiten, umlaufenden Balkon in der oberen Etage. Trotzdem war es von einfacher Bauweise, schlicht und ohne Anzeichen von Prunk. Vor dem Haus angekommen hob Palacios den schmiedeeisernen Türklopfer an und ließ ihn mehrmals gegen das massive Kirschbaumholz der Eingangstür fallen.

Dampf dröhnten die Schläge durch das Haus.

Sie mussten keine Minute warten, bis die Tür nach innen aufschwang. Ein grauhaariger Mexikaner erschien auf der Schwelle, der sich trotz seines hohen Alters aufrecht wie ein Ladestock hielt. Als er den Hausherrn erkannte, hob er bestürzt die Hände.

»Don Palacios, um Gottes willen! Wie sehen Sie denn aus? Was ist passiert?« Dann deutete er auf Crown. »Und wer ist dieser Tejano?«

José schob seinen Diener zur Seite und taumelte in den Hausflur.

»Spar dir deine Fragen, hol mir lieber Maria her. Ich warte in meinem Arbeitszimmer auf sie und dieser Tejano wird mich dabei begleiten, verstanden?«

Er hatte kaum ausgesprochen, als im oberen Stockwerk ein schriller Schrei ertönte und eine Frau mit ausgebreiteten Armen die Treppe, die nach unten in den Eingangsbereich führte, regelrecht hinunterflog. Mit ihren ausgebreiteten Armen, dem hochgeschlossenen, schwarzen Kleid und der spitz zulaufenden Nase, die wie ein Vogelschnabel aus dem faltigen Gesicht ragte, sah sie aus wie ein Rabe im Sturzflug.

Ein Eindruck, der durch ihr dunkles, fast pechschwarzes Haar und die schwarzen, glühenden Augen nur noch verstärkt wurde.

Sie stürzte sich einer Glücke gleich auf José Palacios und versuchte ihm sogleich mit dem Ärmelstoff ihrer Bluse das Blut aus dem Gesicht zu wischen.

»Madre de Dios, wer hat Ihnen das nur angetan, Patron?«

»Straßenräuber«, sagte José.

»Straßenräuber? Hier in unserem Viertel?«, erwiderte die Frau mit einer derart seltsamen Tonlage in der Stimme, dass Jim unvermittelt aufhorchte.

»Hat dieser Überfall nicht eher etwas mit Ihren neuen Freunden zu tun?«

»Bist du jetzt völlig übergeschnappt?«, knurrte der Haziendero ungehalten und drückte die Arme der Frau beinahe brutal zur Seite.

»Wie du siehst, haben wir einen Gast im Haus. Unterstehe dich also, solche Lügen zu verbreiten. Und jetzt hör endlich auf damit, mir im Gesicht herumzuwischen, hol lieber heißes Wasser, Verbandszeug und etwas von deiner Heilsalbe. Ich warte solange im Arbeitszimmer auf dich.«

Die Frau senkte den Kopf, bekreuzigte sich mehrmals und eilte davon.

Nachdenklich sah ihr Jim hinterher. Dabei nahm er sich vor, bei der nächsten Gelegenheit ein paar Worte mit der Haushälterin zu wechseln. Er war überzeugt davon, dass dieses Gespräch sehr interessant verlaufen würde.

Bevor er weiter drüber nachdenken konnte, wurde Jim von dem Haziendero am Arm gepackt und in sein Arbeitszimmer gezerrt. Der Raum war genauso eingerichtet, wie er Palacios Wesen einschätzte, einfach und bodenständig. Nirgendwo war auch nur das geringste Anzeichen von Prunk zu erkennen, wobei es für den Haziendero ein Leichtes gewesen wäre, das Zimmer mit kostbaren Möbeln, Teppichen und Bildern auszustatten.

Stattdessen war der raue Holzfußboden nur mit einer bunt gewebten Indianerdecke bedeckt. In einer Ecke stand ein Regal und die restliche Einrichtung bestand lediglich aus einem Schrank, einem einfachen Tisch mit noch einfacheren Lehnstühlen und einer Karte an der Wand, auf der offensichtlich Palacios Besitztümer eingezeichnet waren.

Bei den Büchern, die das Regal ausfüllten, handelte es sich



größtenteils um die bekannten Werke zeitgenössischer Schriftsteller. Ihrem Aussehen nach standen sie allerdings nur zur Zierde dort. Das einzige Buch, das seinem zerfledderten Aussehen nach anscheinend wirklich gelesen wurde, war die Bibel. Ein Umstand, der Jim angesichts Palacios einfachem Wesen nicht verwunderte.

»Setzen Sie sich, Señor Crown«, sagte der Mexikaner. »Ich schenke uns solange etwas zum Trinken ein.« Er deutete auf das Regal, wo im mittleren Fach ein silbernes Tablett mit einer kostbar aussehenden Glaskaraffe und mehreren Gläsern stand, dem einzigen Luxus in dem ansonsten schmucklosen Raum.

»Wenn Sie diesen Sherry erst einmal probiert haben, werden Sie sehen, dass ich Ihnen nicht zu viel versprochen habe, was seine Qualität angeht.«

Jim nickte und nahm auf einem der Stühle Platz, während er zusah, wie sein Gastgeber die Glaskaraffe in die Hand nahm und etwas von der dunkelbraunen Flüssigkeit darin in zwei Gläser verteilte. Der Haziendero drehte sich um und streckte dem Marshal eines davon entgegen. Während Palacios sein Glas in einem Zug leerte, nippte Crown nur daran.

Dennoch kam er nicht umhin, anerkennend zu nicken, dieser Sherry war in der Tat ein wahrhaft edler Tropfen.

Inzwischen schenkte sich Palacios zum zweiten Mal ein. Er wollte gerade die Karaffe mit dem Sherry wieder auf das Silbertablett zurückstellen, als draußen jemand wie verrückt gegen die Eingangstür hämmerte.

Palacios verzog das Gesicht und wandte sich stirnrunzelnd um, die Karaffe und sein Glas dabei immer noch in den Händen. Gleichzeitig war im Hauseingang ein ohrenbetäubender Lärm zu hören.

Männer fluchten, Holz splitterte, Glas ging zu Bruch.

Doch so laut es auch war, das schrille Kreischen einer Frau übertönte alles.

Crown zuckte unvermittelt zusammen. Der Stimme nach handelte es sich dabei unverkennbar um Maria, die Haushälterin.

»Was ist denn da los?«, fragte José noch, dann überstürzten sich die Ereignisse auch schon.

Der Lärm im Hauseingang verstummte so abrupt, wie er begonnen hatte, genauso wie das Kreischen von Maria. Für Sekunden herrschte eine geradezu gespenstische Stille.

Aber nur für Sekunden, dann wurde es wieder laut. Stiefeltritte waren zu hören, ein Mann brüllte und im nächsten Augenblick flog die Tür zu Palacios Arbeitszimmer mit solcher Wucht nach innen, dass es wie ein Kanonenschuss klang, als sie gegen die dahinterliegende Wand knallte.

Der Lärm war noch nicht verklungen, als ein hochgewachsener Mann mit dunklen, ölig glänzenden Haaren über die Schwelle trat. Sein Äußeres glich dem eines mexikanischen Granden, aber Jim ließ sich davon nicht täuschen. Weder der vornehme Anzug noch die blank polierten, sündhaft teuren Stiefel konnten von seinen blitzenden Augen ablenken, in denen pure Mordlust zu lesen war.

»Emilio«, stieß Palacios überrascht hervor. »Was machst du denn hier?«

»Mein Patron schickt mich. Ich muss hier etwas erledigen«, erwiderte der Angesprochene.

»Wer ist das?«, fragte der Marshal irritiert.

»Emilio Martinez, der Segundo von Don Miguel de Soto«, antwortete Palacios.

Der Mann, der Ramon Toronella ermordet hatte, durch-

zuckte es Crown,

Blitzschnell griff der Marshal nach der Waffe.

Aber seine Reaktion kam zu spät!

Seine Fingerspitzen hatten den zerschrammten Coltgriff noch nicht berührt, als hinter ihm mit einem lauten Klirren die gläserne Verandatür zersplitterte, die vom Arbeitszimmer aus in den Garten des Hauses führte.

Ein Schatten huschte heran und dann traf Crown etwas mit elementarer Wucht am Kopf.

Bevor er in das Dunkel der Bewusstlosigkeit eintauchte, erkannte er den Mann, der ihn niedergeschlagen hatte. Das Gesicht jenes weizenblonden Jünglings, der Palacios zusammen mit dem fetten Mexikaner in der Seitengasse überfallen hatte, hatte sich seit der Tat unauslöschlich in sein Gedächtnis eingebrannt.

\*

Das Erwachen war schmerzvoll.

Kaum hatte Jim die Augen geöffnet, dröhnte und hämmerte es in seinem Kopf, als würden Beauregard und McDowell die Schlacht am Bull Run ausgerechnet in seinem Schädel noch einmal wiederholen. Die Zunge lag ihm wie ein vertrockneter Putzklappen im Rachen und sein Oberkörper schmerzte und brannte, als hätten, warum auch immer, eben diese Generäle ihren Soldaten auch noch befohlen, über ihn hinwegzureiten.

So kam es ihm jedenfalls vor, aber Jim war erfahren genug, um zu wissen, was in Wirklichkeit für die ganzen Schmerzen verantwortlich war.

Das beinahe unerträgliche Pochen in seinem Kopf stammte von einer ausgewachsenen Gehirnerschütterung und sein

misshandelter Oberkörper rührte mit Sicherheit davon, dass man ihn, nachdem man ihn niedergeschlagen hatte, bäuchlings über ein Pferd gelegt hatte, damit er seine Peiniger bei ihrer Flucht aus Palacios Stadthaus nicht übermäßig behinderte.

Vorsichtig machte sich Jim daran sich umzusehen.

Es blieb jedoch bei dem Versuch.

Dem Marshal genügte bereits ein kurzer Blick und er wusste genau, wo er sich befand. Die vier Kanonen zu seiner Rechten, deren Rohre drohend gen Westen zeigten, waren ihm nur allzu gut in Erinnerung geblieben.

Nur war er diesmal kein stiller Beobachter der Aufrührer, sondern ihr Gefangener.

Obwohl seine Situation ziemlich verfahren war, schien sie nicht ausweglos.

Er lag zwar an Händen und Beinen gefesselt rücklings auf der Erde, aber er lebte immerhin noch.

Bevor sich Crown noch weitere Gedanken über seine Lage machen konnte, trat unvermittelt ein bewaffneter Mexikaner auf ihn zu, musterte ihn kurz, bückte sich und zerschnitt seine Fesseln. Danach forderte er ihn mit einer unmissverständlichen Geste zum Aufstehen auf.

Crown gehorchte, woraufhin der Mann mit dem Gewehrlauf nach links deutete.

Jim setzte sich vorsichtig in Bewegung. Bei jedem Schritt stachen die Schmerzen in seinem Kopf bis hinab in die Zehen. Ein Umstand, der seinen Bewacher jedoch nicht im Geringssten interessierte. Sobald er stehen blieb, damit das Hämmern in seinem Schädel wenigstens für Sekunden nachließ, ramnte ihm der Kerl den Gewehrlauf zwischen die Rippen und forderte ihn zum Weiterlaufen auf. Jim knirschte dabei jedes Mal

mit den Zähnen, während seine Revanchegeleüste immer morbider wurden.

Es überraschte ihn kaum, dass man ihn in das Lager gebracht hatte. Anscheinend befand sich hier auch das Hauptquartier der Verschwörer. Der Marshal schluckte unweigerlich, als er sah, wie viele Männer sich inzwischen eingefunden hatten.

Offenbar war man kurz davor, das Lager abubrechen.

Die Proviantkisten, mit denen die Frachtwagen beladen wurden, und die Vierergespanne, die man vor die Kanonen führte, waren deutliche Zeichen. Auch sonst schien das ganze Lager von einer seltsamen Unruhe befallen zu sein.

Befehle hallten durch den Morgen, Männer hasteten im Laufschrift durch das Camp, Pferde wurden gesattelt und hier und da die ersten Zelte abgebrochen.

Ungeachtet der hektischen Betriebsamkeit führte ihn sein Bewacher zielstrebig auf eine der Hütten des ehemaligen Weidecamps zu.

Der Eingang der Behausung war anstatt einer Tür mit einer fadenscheinigen Decke verhängt. Vor ihr stand ein drahtiger Mexikaner in der Uniform der Rurales, der sie grunzend zum Warten aufforderte, bevor er in der Hütte verschwand.

Als er zurückkehrte, zog er die Decke zur Seite, um sie einzulassen.

Es dauerte einen Augenblick, bis sich Crowns Augen an das drinnen vorherrschende Dämmerlicht gewöhnt hatten, aber dann sah er sich neugierig um.

Das Innere der Hütte bestand aus einem einzigen, lang gezogenen rechteckigen Raum.

Die Wände aus roh zurechtgeschlagenen Baumstämmen waren mit Lehm verputzt und der Boden bestand aus festge-

stampfter Erde.

Am gegenüberliegenden Ende brannte in einem Kamin ein rauchloses Feuer aus getrocknetem Holz und sonnenverbrannten Kakteen. Der gelbliche Schein überzog die Wände des Raumes, wo sich die Schatten mehrerer Personen abzeichneten.

Einer dieser Schatten, ein kleiner, unglaublich fatter Mexikaner mit kurzen Füßen und einem wagenradgroßen Sombrero, der aussah wie eine Kugel auf Beinen, löste sich bei ihrem Eintreten von der Wand und kam direkt auf den Marshal zu.

Der Mann trug einen hochgeschnallten Revolvergurt um die Hüften, in dessen Holster eines von jenen neuartigen Colt-Modellen steckte, die der Army erst vor Kurzem gestohlen wurden.

Nach allem, was Crown bisher in Erfahrung gebracht hatte, konnte der Zwerg niemand anderes sein als Don Miguel de Soto.

Der Marshal hatte die Vermutung kaum angedacht, als ihm sein Gegenüber diese auch schon mit seinen ersten Worten bestätigte.

»Mein Name ist Don Miguel Hernandez de Soto und wer sind Sie?«

Crown verzog das Gesicht. »Was soll die Frage? Sie wissen doch ganz genau, wer ich bin.«

»Eben nicht«, antwortete der Mexikaner. »Ich weiß zwar, dass Sie hier in der Gegend herumschnüffeln und dumme Fragen über Männer wie Parrish und Ramon Toronella stellen, aber ich kenne weder Ihren Namen noch Ihre Beweggründe. Also noch mal, wer sind Sie und warum interessieren Sie sich so brennend für das Schicksal zweier Männer, die

doch schon längst tot und begraben sind?«

»Vielleicht, weil ich verhindern will, dass noch mehr Menschen sterben, die mit Ihnen zu tun hatten. Bei Don Palacios ist mir das ja nur zur Hälfte gelungen.«

Das Gesicht des Mexikaners verzerrte sich jäh.

»José ist eine hinterhältige Ratte! Er hat nicht nur unsere Sache verraten, sondern auch sein Land.«

»Ihre Sache? Sie meinen wohl diesen Wahnsinn, in Texas einen Bürgerkrieg zu entfesseln, um das Land wieder Mexiko einzugliedern? Wachen Sie auf, Don Miguel, diese Zeiten sind vorbei, endgültig, das weiß inzwischen doch jeder. Sie haben nicht die geringste Chance.«

»Irrtum, da draußen warten dreihundert Männer auf meinen Befehl und das ist erst der Anfang. Wenn wir Fort Henry und Corpus Christi eingenommen haben, werden es dreitausend sein. Meine Landsleute werden in Scharen zu mir überlaufen und dann wird es auch nicht mehr lange dauern, bis sich die Regierung von Mexiko an meine Seite stellt.«

Das Gesicht Don MIGUELS wirkte mit jedem Wort entschlossener. Jim musste unwillkürlich schlucken, als er den fanatischen Ausdruck in seinen Augen sah.

»Das wird nicht geschehen. Sie haben gegen die US-Army keine Chance und Mexiko wird sich hüten, wegen eines großwahnwitzigen Hazienderos einen neuen Krieg mit Amerika anzufangen.«

»Das behaupten Sie. Schade nur, dass Sie meinen Triumph nicht mehr miterleben werden.«

»Wieso, wollen Sie mich genauso wie Parrish oder Ramon von ihrem Segundo ermorden lassen?«

»Oh nein«, antwortete der Mexikaner mit einem teuflischen Grinsen. »Palacios und Ihnen wird eine viel größere Ehre zu-

teil. Sie werden später einmal als die ersten Toten in diesem Befreiungskrieg in die Geschichte eingehen. Ich lasse euch nämlich vor eine der Kanonen binden, und wenn wir in einer Woche gegen Fort Henry ziehen, wird der erste Schuss aus dieser Kanone nicht nur das Schicksal von Texas besiegeln, sondern auch das eure. Aber keine Angst, ihr werdet nicht viel spüren, wenn sich die Granate einen Weg durch euren Körper bahnt, um die Palisaden des Forts zu zerstören.«

\*

Die Nacht begann für Crown mit einem Stiefeltritt.

Man hatte ihm erlaubt, sich noch bis zum Einbruch der Dunkelheit hinzulegen. Ein Angebot, das er angesichts seines geschundenen Körpers dankend annahm.

Als sich die genagelte Sohle eines Armeestiefels mit solcher Gewalt in sein Kreuz bohrte, dass er fast ein Yard über den Boden rollte, hatte er allerdings das Gefühl, höchstens eine Viertelstunde geschlafen zu haben.

Jede Faser in seinem Rücken schrie förmlich vor Schmerz. Das Blut rauschte in seinen Ohren und sein Kopf pochte und hämmerte, als würde er jeden Augenblick platzen.

Jim hatte Mühe, nicht das Bewusstsein zu verlieren, doch alles, was der Mann, der ihn so brutal geweckt hatte, von sich gab, war ein hämisches Lachen.

»Vamos Bastardo! Steh endlich auf! Los, mach schon, in einer halben Stunde brechen wir auf.«

Crown hob stöhnend den Kopf und blickte in ein von Pockennarben entstelltes Gesicht.

Bevor er etwas sagen konnte, war der Mann auch schon wieder bei ihm und zerrte ihn brutal auf die Beine. Zu seiner



Überraschung folgten jedoch keine weiteren Misshandlungen, stattdessen zog der Mann ein Messer aus seinem Gürtel und schnitt ihm damit die Lederriemen durch, mit denen man ihm vor dem Schlafengehen Hände und Füße zusammengebunden hatte.

Erst jetzt registrierte Jim die seltsame Unruhe, die das Lager erfasst hatte.

Der Mann hatte die Wahrheit gesagt, die Rebellenarmee war tatsächlich dabei aufzubrechen.

Zufrieden betrachtete er das hektische Treiben, das um ihn herum herrschte, während er sich die Handgelenke rieb, um die Blutzirkulation wieder anzuregen, die durch die Fesseln beeinträchtigt gewesen war.

Zufrieden deshalb, weil er wusste, dass dreihundert Männer mit ihren Pferden, den Proviantwagen, den Kanonen, ihren Gefangenen und den Lagerhunden nicht von jetzt auf nachher so einfach losreiten konnten. Ihm blieben noch mindestens zwei Stunden Zeit, in denen er seinem geschundenen Körper nochmals eine Ruhepause gönnen konnte.

Am Ende waren dann fast drei Stunden vergangen, als man ihn auf einen mausgrauen Gaul hievte und sich der ganze Tross in Bewegung setzte.

Sein Bewacher verzichtete darauf, ihm wieder Fesseln anzulegen, was Jim nicht sonderlich verwunderte. Nur ein Verrückter würde umgeben von dreihundert schwer bewaffneten Männern im Sattel eines altersschwachen Kleppers einen Fluchtversuch wagen, noch dazu ohne Waffen, Wasser und Proviant.

Jim verschwendete auch später keinen Gedanken daran, denn der vor ihm liegende Ritt forderte bereits nach den ersten Meilen seine ganze Kraft.

Je länger sie unterwegs waren, umso weiter wurde Jim nach hinten beordert, bis er schließlich fast am Ende des Trosses gelandet war.

Bis zur ersten Rast am frühen Mittag bestand seine Welt nur aus Staub, dem Gebell der umherjagenden Lagerhunde, aus Pferdewiehern, Staub, qualvolle Stunden im Sattel und noch mehr Staub.

Der Staub, den die Kolonne aufwirbelte, wurde allmählich so dicht, dass er den Horizont verdunkelte. Er legte sich nicht nur fingerdick auf Mensch und Tier, sondern drang auch in Nasen, Augen und Kehlen. Deshalb durchquerte der Tross diesen Landstrich auch nur in der Nacht und den frühen Morgenstunden.

Jim blieb keine Zeit, um sich über die Ruhepause zu freuen.

Urpötzlich zerrten ihn harte Fäuste aus dem Sattel, rissen ihn zu Boden und schleiften ihn durch den Staub zu einem hüfthohen Felsen. Hier ließ ihn sein Bewacher einfach los. Jim, mit seinen Kräften am Ende, fiel wie ein nasser Sack mit dem Gesicht voraus zu Boden.

»Liegenbleiben, ich hol dir jetzt etwas Brot und Wasser. Wenn du Dummheiten machst, verfüttere ich das Brot an die Pferde und wasch mir mit deinem Wasser danach die Füße. Hast du mich verstanden?«

»Ja«, erwiderte Jim, so schnell er konnte.

Der Mann lachte und ging fort. Sekunden später kam ein anderer Mann auf ihn zu. Er blieb neben ihm stehen und starrte auf ihn herunter. Obwohl er sich den Hut tief in die Stirn gezogen hatte, erkannte ihn Crown sofort. Es war der weizenblonde Junge, dem er in Corpus Christi in einer Seitengasse das Gesicht verbogen hatte und der ihm dafür in Palacios Stadthaus fast den Schädel eingeschlagen hatte.

Mit Genugtuung registrierte Jim, dass die Spuren, die seine Faust in seinem Gesicht hinterlassen hatten, immer noch deutlich zu sehen waren.

»Na, Arschloch«, sagte der Junge plötzlich. »Erinnerst du dich noch an mich?«

Jim knurrte zustimmend, was seinem Gegenüber ein freudloses Lächeln entlockte.

»Fein, dann weißt du ja auch, wem du deinen verbeulten Schädel zu verdanken hast.«

Bevor Jim antworten konnte, redete der Mann auch schon weiter.

»Tut weh, was? Aber glaube mir, das ist noch gar nichts gegen das, was ich dir noch antun werde. Ich bin ab jetzt nämlich dein neuer Aufpasser. Ich freue mich schon darauf, denn ich glaube, dass wir beide eine Menge Spaß miteinander haben werden.«

Düstere Vorahnungen stiegen in Jim auf, während sich der Weizenblonde mit einem gehässigen Lachen abwandte.

»Also dann, bis später.«

Dann trat er so plötzlich zu, dass Jim den Fuß gar nicht kommen sah. Die Stiefelspitze traf ihn genau unterhalb des Rippenbogens. Der Schmerz war mörderisch. Crown konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken und krümmte sich am Boden, während sein Peiniger fröhlich pfeifend seinen Weg fortsetzte.

\*

Die nächste Rast wurde tatsächlich so schlimm, wie der Weizenblonde vorausgesagt hatte.

Es begann bereits mit der Fesselung der Hände, die einen

Fluchtversuch während der Ruhepause verhindern sollte.

Der Mann, der Crown bisher bewachte, hatte sich damit zufriedengegeben, seinem Gefangenen die Hände zusammenzubinden.

Nicht so Rubio, also Blondschoopf, wie die Mexikaner den Jungen nannten.

Es machte ihm einen Heidenspaß, Crown die Arme derart gewaltsam nach hinten zu reißen und die Handgelenke zu fesseln, dass der Marshal das Gefühl hatte, der Kerl würde ihm die Gelenke auskugeln und die Blutzirkulation unterbrechen wollen. Zusammen mit den Stiefeltritten, die er ihm während der Rast fast im Stundentakt verabreichte, war es für Jim fast unmöglich, sich auszuruhen oder zu schlafen.

Crown war bereits am zweiten Tag so fertig, dass er sich am liebsten in ein Loch verkrochen hätte, um dort für immer die Augen zu schließen.

Nur sein unbändiger Lebenswille und die Gedanken an seine Lebensgefährtin Mary Ann verhinderten, dass er an seinem Schicksal zerbrach. Am dritten Tag kam die Wut hinzu, die mit jedem weiteren Tritt, den ihm sein Peiniger verpasste, immer größer wurde. Nach der Wut kam der Hass, brennender, alles verzehrender Hass und am vierten Tag war es schließlich soweit.

Sie hatten den wüstenähnlichen Landstrich hinter sich gelassen und durchquerten eine grasbewachsene Hügellandschaft. Sand und der ewige Staub lagen zwar hinter ihnen, aber dafür mussten sie nun ihre Reisegewohnheiten ändern.

Es war in der Dunkelheit einfach zu gefährlich. In den Hügeln und auf dem unebenen Boden gab es tausend Stellen, an denen sich ein Pferd oder Zugtier die Beine brechen konnte, weil diese in der Nacht nicht rechtzeitig zu erkennen waren.

Deshalb rastete man am vierten Tag mit Einbruch der Dämmerung.

Das Lager wurde unweit des Flusses in einem kleinen Seitental aufgeschlagen, das nur aus Felsen, Sträuchern und Bäumen zu bestehen schien. Trotzdem war der Platz gut gewählt. Wagen, Kanonen und Pferde waren selbst von Nahem kaum zu sehen, Wasser, wenn auch mehr als einen Steinwurf entfernt, gab es im Überfluss und die Wachposten fanden zwischen den Felsen genug Deckung, um sich zu verstecken.

Jeder der Männer konnte, ohne zu befürchten, dass sich seine Silhouette am Horizont abzeichnete, aufrecht durch das Camp gehen und sich endlich wieder den Bauch vollschlagen, da an diesem Abend die Rationen verdoppelt wurden. Jeder, außer US-Marshal Jim Crown.

Wie in den vorangegangenen Tagen bestand sein Essen auch diesmal nur aus einem Schluck abgestandenem Wasser aus einer Feldflasche und einem Streifen Dörrfleisch, das so hart war, dass ihm beim Kauen der Kiefer schmerzte.

Sein Bewacher hingegen war nach dem harten Ritt und dem dritten Teller Speck mit Bohnen so träge, dass er es nicht mehr fertigbrachte, aufzustehen, um Crowns Fesseln zu kontrollieren.

Stattdessen warf er dem Marshal in unregelmäßigen Abständen einen der Steine an den Kopf, die hier überall herumlagen.

Er quittierte dabei jeden seiner Treffer mit einem glucksenden Lachen, bis er irgendwann eingeschlafen war. Jim blutete inzwischen aus mehreren Wunden, trotzdem harrte er solange aus, bis er sicher war, dass sein Peiniger tief und fest schlief.

Crown wälzte sich auf die Seite und fuhr mit seinen gefes-

selten Händen solange über den Boden, bis seine Finger jenen Stein ertastet hatten, den er schon seit geraumer Zeit ins Auge gefasst hatte. Der Stein war oval und kaum Handteller groß, doch auf der Oberseite so gezackt wie das Gemüsemesser in Mary Anns Küchenschublade.

Er setzte sich aufrecht hin, zog die Beine an und begann damit, seine Fesseln an dem Stein zu scheuern. Seinem Bewacher war das egal, er hatte das üppige Abendessen mit einem Krug mexikanischen Wein hinuntergespült und begleitete Crowns Bemühungen mit einem lauten Schnarchen.

\*

Die Stricke fielen kurz nach Mitternacht.

Jim nahm die Arme nach vorne und starrte einen Moment lang wie ein fünfjähriger Dreikäsehoch, der an seinem Geburtstag vor dem Rest der Familie aufgestanden war und seine Geschenke auspackte, auf seine Hände.

Die Gelenke waren blutverschmiert. Der Schweiß, der ihm durch das kräftezehrende Durchscheuern der Lederriemen stetig von der Stirn tropfte, brannte in seinem Gesicht wie Feuer. Vor allem dort, wo ihn die Steine getroffen hatten, die Rubio während des Abendessens voll satanischer Freude nach ihm geworfen hatte. Die Schmerzen, die durch seinen Körper jagten, nachdem die stundenlang unterbrochene Blutzirkulation ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte, waren genauso höllisch wie das Hämmern in seinem Kopf, das ihn noch immer bei jeder Bewegung peinigte.

Nichtsdestotrotz durchströmte Jim ein Gefühl unendlicher Erleichterung.

Er war endlich frei und bei Gott, das wollte er auch bleiben.

Jim blickte sich kurz um, und als er außer ein paar schnaubenden Pferden und unzähligen schnarchenden Männern weder etwas Verdächtiges sehen noch hören konnte, zog er rasch seine Stiefel aus. Die harten Ledersohlen würden ihn auf dem mit Steinen übersäten Boden bereits nach den ersten Schritten verraten.

Er wusste genau, dass eine Flucht ohne Waffen und Pferd von vorneherein zum Scheitern verurteilt war und der nächste Colt steckte nun mal in Rubios Gürtel. Crown wog den Stein, an dem er seine Fesseln durchgescheuert hatte, noch einmal in der Rechten und schlich dann in Strümpfen weiter. Er hoffte, dass der Stein auch diesen Zweck erfüllen würde, denn ansonsten waren seine Chancen, das Camp der Aufständischen zu verlassen, gleich null.

So leise, wie es in seinem Zustand möglich war, näherte er sich auf Zehenspitzen seinem immer noch schnarchenden Bewacher.

Rubio hatte sich in seinen Staubmantel eingewickelt und streckte ihm den Rücken zu.

Crown hielt den Atem an und schaute sich schnell um.

Aber es blieb alles ruhig. Die Geräusche, die er vorher gehört hatte, waren die gleichen wie jetzt. Es wurde Zeit zum Handeln. Mit schnellen, lautlosen Trippelschritten eilte er auf seinen Bewacher zu und riss die Faust mit dem Stein hoch.

Rubio merkte nicht einmal, wie der Stein auf seine Schläfe knallte. Er krümmte sich nur kurz zusammen und lag dann still.

Crown stieß den Atem aus, den er die ganze Zeit über angehalten hatte. Ein Blick genügte, um zu wissen, dass ein zweiter Hieb nicht mehr nötig war.

Sein Stein hatte ganze Arbeit geleistet.

Er ging neben dem Toten in die Knie, wickelte ihn aus dem Staubmantel und nahm ihm den Waffengurt ab. Anschließend postierte er Rubio so, dass es von Weitem aussah, als würde er schlafen. Nachdem er sich dann seine Stiefel wieder angezogen und Rubios Coltgürtel um die Hüften geschnallt hatte, machte er sich auf die Suche nach einem geeigneten Pferd.

Jim ahnte nicht, dass sein Vorhaben angesichts der Tatsache, dass er sich inmitten von dreihundert schwerbewaffneten Männern befand, die in wenigen Tagen ganz Texas ins Chaos stürzen wollten, geradezu lächerlich einfach war.

Man hatte die vielen Pferde in mehrere kleine Herden aufgeteilt und sie in der lang gezogenen Bodensenke an insgesamt fünf Stellen zusammengetrieben. Eine davon befand sich unweit von dem Platz, an dem Jim als Gefangener die Nacht verbringen sollte.

Die Wachposten dort waren zwei Männer, die diesen Namen nicht einmal annähernd verdienten. Einer von ihnen lehnte an einem Felsen, den der Mond fast gänzlich mit seinem silbernen Licht überzogen hatte. Die Silhouette des Mannes zeichnete sich geradezu überdeutlich gegen das helle Gestein ab.

Jim konnte unschwer erkennen, dass der Mann tief und selig schlief.

Er hatte sich seinen breitrandigen Sombrero weit in die Stirn gezogen und sich eine Decke um die Schultern geworfen, um sich vor der Kühle der Nacht zu schützen. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, die sich unter seinen tiefen Atemzügen in schöner Regelmäßigkeit hob und senkte.

Der andere machte es nicht besser.

Er war zwar nicht eingeschlafen, aber dafür hatte er sich vor



seinem Rundgang einen Zigarillo angesteckt, dessen rotglühendes Ende in der Dunkelheit weithin sichtbar war. Damit verriet er jedem schon von Weitem, wo er sich im Moment befand.

Jim musste nicht lang überlegen, sondern wandte sich sofort dem Raucher zu. Geduckt schlich er in Richtung der Pferdeherde und befand sich bereits nach kurzer Zeit in seinem Rücken. Der Posten war unterdessen so sehr mit seinem Tabakstängel beschäftigt, der aus irgendeinem Grund plötzlich ständig auszugehen drohte, dass er im ersten Moment überhaupt nicht kapierte, was da vor sich ging, als ihm der Marshal entgegentrat.

Als er Jim dann vor sich sah, hatte er verspielt.

Er riss zwar noch das Gewehr hoch, aber Jim hatte in der Zwischenzeit Maß genommen.

Bevor der Mann den Finger um den Abzug seiner Springfield Rifle legen konnte, traf ihn Crowns Faust mit elementarer Wucht an der Schläfe.

Der Mann röchelte nur kurz und fiel dann nach hinten.

Ohne sich um den Ohnmächtigen zu kümmern, sprang Jim vor und fing dessen Gewehr auf, bevor es klirrend auf dem felsigen Boden aufschlug.

Er schulterte die Springfield und lief dann geduckt auf die Pferdeherde zu, nachdem er sich vergewissert hatte, dass der Posten nach seinem gezielten Faustschlag noch einige Zeit im Land der Träume weilte.

Zusammen mit dem Gewehr auf der Schulter und Rubios Colt an seiner Seite waren seine Chancen, lebend aus diesem Lager zu entkommen, gewaltig gestiegen.

Das Einzige, was ihm jetzt noch zu seinem Glück fehlte, war ein reitbarer Untersatz.

Aber auch das sollte angesichts einer dreißigköpfigen Pferderemuda, die inzwischen keinen Steinwurf weit mehr von ihm entfernt war, kein Problem mehr sein.

Langsam, jede hastige Bewegung vermeidend, ging er auf die Tiere zu.

Als er bis auf fünf oder sechs Schritte auf sie zugekommen war, hoben einige der Pferde den Kopf und beäugten ihn misstrauisch.

Jim blieb sofort stehen und ließ die Prozedur reglos über sich ergehen.

Nach fünf endlos scheinenden Minuten, Jim stand aufgrund seiner prekären Lage inzwischen der Schweiß fast zoll dick auf der Stirn, schienen die Pferde zu dem Schluss gekommen zu sein, dass ihnen von diesem Zweibeiner keine Gefahr drohte. Zwar schnaubte eines von ihnen noch kurz, aber dann senkten sie alle wieder die Köpfe und zupften gierig an dem wenigen Grün, das in der felsenübersäten Senke wuchs.

Vorsichtig machte Jim einen Schritt vorwärts.

Dann noch einen, und als die Pferde weiterhin keine Reaktion zeigten, noch einen. Gleichzeitig begann er leise in der Sprache der Comanchen zu reden, so wie es ihn sein Blutsbruder Eagleman, ein Comanchenkrieger vom Stamm der Yamparikas, einst gelehrt hatte, als er ihm die Kunst, in der Wildnis zu überleben, beibrachte.

Die Wirkung war verblüffend.

Die Pferde blieben tatsächlich reglos stehen, hoben nur hin und wieder die Köpfe und duldeten es, ohne zu scheuen, dass sich ihnen Jim bis auf Armlänge näherte.

Er wusste inzwischen, mit was für einem Pferd er die Flucht wagen würde. Die rabenschwarze Stute, die ihn im Gegensatz zu den anderen Pferden immer noch misstrauisch beäug-

te, hatte einen soliden Körperbau und flinke, muskulöse Beine. Außerdem schien sie temperamentvoll zu sein und besaß etwas, das allen anderen Tieren fehlte.

Zügel!

Ihr Besitzer hatte ihr aus irgendwelchen Gründen, die Crown auch nie erfahren sollte, das Zaumzeug nicht abgenommen.

Lautlos bewegte sich Jim auf das Pferd zu.

»Ho, ho, ho«, flüsterte er dabei beruhigend.

Die Stute hob den Kopf und sah ihn direkt an.

»Hyah, Tuhani Huht Su, hallo schwarzer Vogel«, murmelte Jim leise auf Comanche und streckte die Hand aus.

Das Pferd bleckte friedvoll die Zähne und stieß ihn mit dem Mund an.

Jim hob blitzschnell die Hand, packte die Führseile des Zaumzeugs und zog sich auf den Rücken der Stute. Das Tier schnaubte kurz und tänzelte nervös zur Seite, schien ihn dann aber als neuen Herrn zu akzeptieren.

Vorsichtig lenkte Jim das Pferd aus der Senke heraus. Bereits nach den ersten Yards wusste er, dass er eine gute Wahl getroffen hatte, und gab der Stute freien Lauf.

Er erreichte den Rand der Senke, wo er dem Tier dann die Hacken in die Flanken drückte. Die Stute steilte, schlug mit den Vorderbeinen in der Luft herum und schoss im nächsten Moment wie von einer Tarantel gebissen davon.

Auch wenn das Aufbäumen des Pferdes nur die Dauer eines Atemzuges einnahm, genügte es doch, um Crowns Glückssträhne schlagartig zu beenden.

Urplötzlich zeichnete sich rechts von ihm im silbernen Licht des Mondes die Silhouette eines Mexikaners gegen den Nachthimmel ab.

Der Mann brüllte und zielte sofort mit dem Gewehr auf ihn. Crown hob seine erbeutete Springfield an und feuerte im vollen Galopp und ohne zu zielen. Eigentlich war vom Rücken eines galoppierenden Pferdes ein genaues Schießen so gut wie unmöglich, doch Jim landete dennoch einen Zufallstreffer. Der Mexikaner wurde von der Kugel in die Brust getroffen. Er stürzte rücklings zu Boden und kullerte den Abhang in die Senke hinunter.

Augenblicklich entstand Unruhe im Lager.

Stimmen wurden laut und kurz darauf flammten Feuer auf, während sich immer mehr Männer von ihrem Nachtlager aufzurichten begannen.

Jim duckte sich über den Hals seines Pferdes und jagte nach Osten.

\*

Das Land, das vor ihm lag, war so eben wie eine riesige Tischplatte.

Jim war klar, dass er hier kaum eine Möglichkeit hatte, seinen Verfolgern zu entweichen. In dem vor ihm liegenden Gebiet gab es so gut wie keine Deckung. Soweit das Auge reichte weder irgendwelche Bäume und Sträucher noch Felsen oder Bodenwellen, zudem war er im hellen Mondlicht klar zu erkennen.

Es würde zu einer wilden Jagd kommen, an deren Ende sie wahrscheinlich beide, er und das Pferd, den Tod finden würden. Jim konnte nur hoffen, dass die Stute den anderen Pferden tatsächlich an Ausdauer und Schnelligkeit überlegen war, wenn nicht ...

Er war jedenfalls entschlossen, sein Leben so teuer wie mög-

lich zu verkaufen.

Der wilde Ritt ging über Stock und Stein.

Er schaute erst dann wieder über die Schulter, als er bereits ein Drittel der vor ihm liegenden Ebene zurückgelegt hatte. Jim erkannte mehr als ein Dutzend Reiter, die in höllischem Tempo hinter ihm herritten.

Sie waren etwa eine halbe Meile hinter ihm.

Crown trieb die Stute abermals an und zwang sie, alles zu geben.

Ihr Körper streckte sich und sie schien regelrecht über den Boden zu fliegen.

Nach einer weiteren zurückgelegten Meile zügelte er sie wieder und ließ sie langsamer galoppieren. Es war zu gefährlich, das Tier bereits am Anfang dieser sicherlich langen Verfolgungsjagd zu Höchstleistungen anzutreiben.

Als er geraume Zeit später wieder nach hinten blickte, sah er, dass die Männer inzwischen zwar nicht aufgeholt hatten, aber auch nicht weiter zurückgefallen waren. Sie waren offensichtlich erfahren genug, sich genauso wie er die Kräfte ihrer Pferde einzuteilen.

Während Crown immer weiter nach Osten ritt, zerbrach er sich ständig den Kopf darüber, wie es weitergehen sollte.

Die Kräfte der Stute reichten schließlich nicht ewig, außerdem war er nicht gerade in der Verfassung, eine längere Verfolgung durchzustehen. Die Gehirnerschütterung setzte ihm immer noch zu und auch der Rest seines Körpers war durch Rubios Fußtritte, dem wenigen Schlaf und der brutalen Fesselung ziemlich geschwächt.

Ein Zustand, der immer prekärer wurde, je länger die wilde Jagd andauerte.

Als im Osten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne

den neuen Tag ankündigten, war er schließlich am Ende seiner Kräfte. Seinem Pferd schien es nicht besser zu gehen, die Stute trabte nur noch langsam und mit hängendem Kopf dahin.

Crown war körperlich am Ende, er hatte kein Wasser und keinen Proviant und besaß nur vierzehn Patronen, verdammt wenig, um etwas mehr als ein Dutzend schwer bewaffnete Verfolger in Schach zu halten. Sein Herz machte deshalb einen wahren Freudensprung, als er das Ende der deckungslosen Ebene erreicht hatte.

Das Land ging an dieser Stelle abrupt in einen sanft abfallenden Abhang über, von dem aus ein schmaler, den Spuren nach oft benutzter Pfad sich schlangengleich nach unten wand. Dort bot sich seinen Augen ein Bild, das so überwältigend war, dass es auch den letzten trüben Gedanken aus seinem Kopf verscheuchte. Der Pfad führte auf einen lang gezogenen Waldgürtel zu, der so dicht war, dass man ihn überhaupt nicht einsehen konnte. Damit waren die Chancen auf eine Rettung sprunghaft beinahe ins Unermessliche gestiegen. Im Dickicht des Waldes, der sich mindestens über fünf Meilen hin erstreckte, war es für Jim ein Leichtes, seine Verfolger abzuschütteln.

Aber das ahnten auch die Männer, die seit Mitternacht beharrlich auf seiner Spur ritten. Sie trieben ihre Pferde unvermittelt an, brüllten und schossen, obwohl sie ihn vom Rücken ihrer dahingaloppierenden Pferde aus nur mithilfe eines Wunders treffen konnten.

Jim beugte sich im Sattel vor, hämmerte der Stute die Stiefelabsätze in die Weichen, um sie ein letztes Mal zu Höchstleistungen anzuspornen. Er wusste, dass sie genauso erledigt war wie er, aber es war seine letzte Chance, die tödliche Hatz

zu überleben.

Zusammen jagten sie den Abhang hinunter und der Wald war bereits zum Greifen nahe, als das Schicksal auf grausamste Art zuschlug.

Zuerst war es nur der rasselnde Atem, den Jim an der Stute bemerkte, dann die Schaumflocken auf den Nüstern. Kurz darauf geriet die Stute ins Stolpern und ging zu Boden. Im selben Moment, in dem Jim hörte, wie der Knochen des rechten Vorderbeins mit einem lauten Knacken brach, wurde er über den Kopf der fallenden Stute hinwegkatapultiert.

Der Aufprall war so mörderisch, dass er ihm fast alle Luft aus den Lungen trieb. Sein Schädel drohte zu platzen und er hatte es letztendlich nur seinem Instinkt zu verdanken, der ihn geistesgegenwärtig über den Boden weg von seinem Pferd rollen ließ.

Das Tier lag auf der Seite und wirbelte mit schmerzvollem Wiehern mit den drei noch gesunden Beinen in der Luft herum.

Ihre Hufe hätten Jim unweigerlich getroffen und zertrümmert. Dennoch wusste er, dass ihm der Tod lediglich einen kleinen Aufschub gegeben hatte, kaum dass er den Kopf hob und zurückblickte. Der vorderste seiner Verfolger, ein sehniiger Mexikaner in der Uniform eines Rurales, war bis auf Schussweite heran. Er zügelte sein Pferd und stieß ein triumphierendes Brüllen aus, während der das Gewehr hochnahm und die Mündung auf ihn richtete.

Jim schleuderte dem Mann einen wilden Fluch entgegen und reckte in Erwartung des tödlichen Schusses trotzig das Kinn nach vorne.

Dann krachte auch schon der Schuss, nur aus einer unerwarteten Richtung. Die Kugel traf nicht ihn, sondern den Ru-

rale, der ihn erschießen wollte. Der Mexikaner stürzte vom Pferd, während ihm sein Gewehr aus den Händen glitt. Gleichzeitig schmetterte hinter ihm ein Signalhorn.

Aber das hörte Jim bereits nicht mehr, denn inzwischen schwebte er schon in den dunklen Sphären der Bewusstlosigkeit.

\*

Wie lange er bewusstlos gewesen war, wusste er nicht, aber als er die Augen wieder aufschlug, war es stockdunkel und er lag auf etwas Hartem, Unbequemem, das ihn nach dem Abtasten mit den Händen irgendwie an eine der Pritschen im Gefängnis von Rath City erinnerte, als er dort noch Stadtmarschal war.

Instinktiv versuchte sich Jim aufzurichten, was ihm aber sein Kopf augenblicklich übelnahm. Bereits beim ersten Ansatz seines Versuchs schlug ihm jemand mit einem Hammer auf den Schädel. Jedenfalls hatte er das Gefühl, anders konnte er sich die pochenden Schmerzen, die ihn fast aufschreien ließen, nicht erklären.

Nachdem es fast eine gefühlte Viertelstunde gedauert hatte, bis das entsetzliche Hämmern endlich nachließ, hütete sich Jim davor, das mit dem Aufstehen noch einmal zu versuchen. Stattdessen blieb er reglos liegen und lauschte in die Dunkelheit hinein, um wenigstens auf diese Art in Erfahrung zu bringen, wo er sich befand.

Erschöpfung und Schmerzen sorgten jedoch dafür, dass er bereits nach wenigen Atemzügen wieder eingeschlafen war.

Die nächste Aufwachphase gestaltete sich dafür dann schon etwas erträglicher. Die quälenden Kopfschmerzen waren



zwar sofort wieder da, kaum dass er die Augen aufgeschlagen hatte, aber sie waren zum Aushalten und er erkannte jetzt endlich auch, wo er sich befand.

Die Umgebung sah aus wie das Innere eines Hospitalzeltes während eines Feldzuges. Das Lager, auf das man ihn gebettet hatte, war eine Armeepritsche und der Mann, der am Fußende der unbequemen Liege in einem Lehnstuhl saß, trug die Uniform eines Corporals im Sanitätsdienst.

Mehr konnte Jim nicht in Erfahrung bringen, denn der Soldat hatte die Beine weit von sich gestreckt und seinen Nacken auf den oberen Rand der Rückenlehne des Stuhls gebettet. Sein Mund glich einem weit geöffneten Scheunentor und er schnarchte in einer Lautstärke, die sogar den Lärm eines Feuerwerks zum Unabhängigkeitstag übertönt hätte.

Das Schnarchen erstarb erst, als die Zeltplane am Eingang zurückgeschlagen wurde und ein grauhaariger Militärarzt das Innere betrat.

Der Mediziner erfasste die Situation mit einem Blick, baute sich vor dem Schlafenden auf und stemmte beide Hände in die Hüften.

»Achtung!«

Die Lautstärke, mit der er den Befehl brüllte, stellte sogar das Schnarchen des Corporals in den Schatten. Der Soldat schoss wie von einer Kanone abgeschossen in die Höhe, stolperte vor Schreck über die eigenen Füße und landete postwendend auf dem Hinterteil.

»Wenn ich Sie noch einmal während der Dienstzeit beim Schlafen erwische, verdonnere ich Sie dazu, den Boden des Hospitalzeltes zu schrubben, und zwar mit einer Zahnbürste. Haben Sie mich verstanden?«

Der Corporal wurde feuerrot im Gesicht, nickte und ver-

suchte eine Meldung zu machen. Dabei verhaspelte er sich derart, dass der Arzt nicht anders konnte, als zu grinsen.

»So und jetzt raus mit Ihnen, bevor ich es mir doch noch überlege und Colonel Eastman Meldung mache.«

»Jawoll Sir! Danke Sir, danke, danke«, stammelte der Soldat dankbar und stolperte aus dem Zelt, nachdem er vor lauter Verbeugungen fast über das benachbarte Krankenbett gestolpert wäre. Der Arzt sah ihm noch einen Moment lang hinterher und schüttelte dabei schmunzelnd den Kopf.

»Irgendwann landet er mit seiner Tollpatschigkeit doch noch in einer Strafkompagnie. Er ist zwar ein guter Junge, aber zum Soldaten taugt er genauso wenig wie eine Hure für die Sonntagsschule.«

Dann wandte er sich dem Marshal zu, wobei sein Gesicht schlagartig ernst wurde.

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie so schnell wieder die Augen aufmachen. Als man Sie hierhergebracht hat, haben Sie ausgesehen, als wäre eine Büffelherde über Sie hinweggetrampelt. Gehirnerschütterung, gebrochene Rippen, Blutergüsse und Handgelenke, die man so fest zusammengebunden hatte, dass die Stricke die Haut fast bis auf die Knochen durchgeschnitten haben. Ich wusste gar nicht, was ich zuerst verarzten sollte.«

»Wenn ich ehrlich bin, fühle ich mich im Moment tatsächlich so, als wäre ich unter die Hufe eines Büffels geraten.«

»Sag ich doch und dieser Zustand wird noch mindestens zwei Wochen andauern.«

»Das sind ja schöne Aussichten«, seufzte Jim. »Aber wenn wir gerade beim Reden sind, könnten Sie mir bitte erklären, wo ich mich gerade befinde und was passiert ist, nachdem ich bewusstlos wurde?«

»Wenn es weiter nichts ist, bitte schön. Sie befinden sich im Feldlager des 3. und 4. Kavallerieregiments, die beide unter dem Oberbefehl von Colonel Hasley, dem Kommandanten von Fort Henry stehen. Derselbe Colonel übrigens, der Ihnen gestern noch am liebsten den Kopf abgerissen hätte.«

»Oh«, sagte Jim verwundert und langte sich instinktiv an den Kopf. »Darf ich fragen, warum?«

»Der Colonel war gerade dabei, das Lager der aufständischen Mexikaner zu umzingeln, als Sie mit einem Dutzend Rurales im Schlepptau genau auf den Wald zugeritten kamen, in dem sich unsere Soldaten versteckt hielten. Dadurch wäre das ganze Unternehmen fast gescheitert.«

»Sorry, aber ich kann nicht hellsehen. Sagen Sie Ihrem Colonel, dass ich das nächste Mal einen anderen Weg nehmen werde.«

»Es gibt kein nächstes Mal. Unsere Jungs haben ganze Arbeit geleistet. Wer von den Aufständischen nicht erschossen oder gefangen genommen wurde, ist zurück nach Mexiko geflohen. Die Revolte ist vorbei, noch bevor sie richtig begonnen hat, und daran haben Sie in großem Maße beigetragen. Das ist auch der Grund, warum Ihnen Hasley nicht doch den Kopf abgerissen hat.«

»Das verstehe ich jetzt nicht ganz.«

»Wie meinen Sie das?«, wollte der Militärarzt wissen.

»Woher wusste der Colonel von den Plänen der Rebellen? Ich habe lediglich an den Gouverneur und Brigadier General Garwood telegraphiert und das mit verschlüsseltem Text.«

»Eben und das ist dem Telegrafienbeamten in Corpus Christi sofort aufgefallen.«

Verwundert musterte Crown sein Gegenüber.

»Dem Telegrafienbeamten? Was zum Teufel ist dem denn

aufgefallen?«

»Sie sollten den alten Pendleton nicht unterschätzen, er besitzt mehr Lebenserfahrung als wir beide zusammen und er hat in der Army gedient. Den Code, bei dem nur jedes vierte Wort in dem Text wichtig ist, kannte er schon, als sie noch am Rockzipfel Ihrer Mutter hingen und in die Hose geschissen haben. Pendleton wusste, dass die Hilfe aus der Hauptstadt zu spät eintreffen würde, also hat er Hasley informiert, der mit seinen Soldaten keine zwei Tagesritte von Corpus Christi entfernt stationiert ist. Der Rest ist schnell erzählt. Die Kavallerieregimenter sind nach einem vierundzwanzig Stunden langen Gewaltritt auf die Rebellen gestoßen und haben kurzen Prozess mit ihnen gemacht. Die Anführer sind bis auf Miguel de Soto und Martinez, sein Segundo, unsere Gefangenen. Aber keine Angst, die beiden kriegen wir auch noch. Jetzt aber genug geredet, Sie brauchen dringend Ruhe. Wenn Sie noch mehr wissen wollen, müssen Sie sich bis Morgen gedulden, bis zu meiner nächsten Visite. So und jetzt wird wieder geschlafen, das ist für Ihren Kopf die beste Medizin.«

Einen Moment lang war Jim drauf und dran aufzubegehren, doch dann meldete sich sein Körper. Der Doc hat vielleicht doch recht, dachte der Marshal noch, dann war er auch schon wieder eingeschlafen.

\*

Es dauerte zwei Tage, bis er endgültig über das ganze Geschehen informiert war, und fünf Tage, bis er das Bett wieder verlassen konnte. Nach weiteren vierzehn Tagen saß er wieder im Hauptquartier in Austin hinter seinem Schreibtisch.

Jim war gerade dabei, die letzten Akten durchzusehen, die

sich in der Zeit, in der er dienstunfähig war, auf seinem Schreibtisch angesammelt hatten, als es an seine Bürotür klopfte. Er hob den Blick und nickte Gouverneur Coke, der in diesem Moment in das Zimmer trat, grüßend entgegen.

»Was ist, noch kein Feierabend?«

»Doch, gleich«, antwortete Crown seinem Vorgesetzten. »Ich will nur noch ein paar Akten durchsehen. In der Zeit, in der ich weg war, hat sich eine Menge Schreibkram angesammelt.«

»Das hat auch noch Zeit bis morgen. Machen Sie Schluss, Sie haben doch gehört, was der Arzt zu Ihnen gesagt hat. Also warum bleiben Sie nicht noch die zwei Wochen zu Hause?«

»Quacksalber«, knurrte Jim. »Der Kerl hat keine Ahnung, was wirklich gut für mich ist.«

»Das sagen Sie, aber Sie sollten auch ein bisschen an Mary Ann und mich denken. Wir beide brauchen Sie noch und es ist keinem von uns gedient, wenn Sie wieder auf die Nase fallen, weil sie sich viel zu früh wieder auf die Arbeit gestürzt haben. Außerdem ist es inzwischen bereits kurz nach sechs, ich denke, wir können beide jetzt Schluss machen, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen.«

Auch wenn er sich dagegen sträubte, musste Jim eingestehen, dass der Gouverneur recht hatte. Er war noch lange nicht im Vollbesitz seiner Kräfte.

»Wenn Sie einen Moment warten, können wir zusammen nach Hause gehen. Ich will nur noch kurz meinen Schreibtisch aufräumen«, sagte Coke, der wusste, dass sie beide fast den gleichen Heimweg hatten.

Jim stimmte mit einer knappen Handbewegung zu, worauf der Gouverneur in sein Büro zurückging. Der Marshal wartete ein, zwei Minuten, kam dann hinter seinem Schreibtisch

hervor und nahm seinen Hut von einem Haken an der Wand.

Er überquerte den Gang, an dessen Ende der Gouverneur residierte, absichtlich langsam, schließlich kannte er dessen Begeisterung, irgendwelche Dinge aufzuräumen, zur Genüge.

Wie recht er damit hatte, wurde ihm im selben Moment klar, in dem er Cokes Büro betrat.

Das Gesicht seines Vorgesetzten war ziemlich freudlos, während er die Schreibfeder zurück in die Halterung steckte und das Tintenfass zuklappte. Angesichts der Größe der Papierstapel, die über dem ganzen Schreibtisch verteilt waren, beschloss Jim, vor der Tür zu warten.

»So«, sagte Coke schließlich, nachdem er den größten Teil der Akten einfach hinter der rechten Tür seines Schreibtisches hatte verschwinden lassen, »jetzt muss ich nur noch diese beiden Berichte ablegen, dann können wir gehen.« Dabei hielt er für einen Augenblick mehrere eng beschriebene Papiere hoch, die er, kaum dass er den Satz beendet hatte, auch schon nacheinander zwischen den Aktendeckeln einer Dokumentenmappe ablegte.

Er war gerade dabei, den Deckel zu schließen, als er plötzlich verharrte und noch einmal einen Blick auf das Papier warf, das er als letztes abgelegt hatte.

»Scheiße, warum ist mir das eigentlich nicht schon früher aufgefallen?«

Jim brachte sich mit schnellen Schritten an den Schreibtisch, denn fluchen passte so gar nicht zu dem ansonsten zurückhaltenden Wesen des Gouverneurs.

»Was ist los?«, wollte er wissen und musterte Coke mit einer Mischung aus Erstaunen und Neugierde. »Stimmt was nicht?«

»Haben Sie gewusst, dass de Soto außer seiner Hazienda am Nueces River und dem Schiffskontor in Corpus Christi auch noch ein Stadthaus in Austin besitzt?«, entgegnete Coke, ohne auf die Frage seines Marshals einzugehen.

»Woher wissen Sie das denn?«

Coke ließ die Hand mit dem Papier sinken. »Na von Ihnen, Sie hatten es in einem der verschlüsselten Telegramme erwähnt, die sie von Corpus Christi aus an mich geschickt haben.«

»Natürlich«, sagte Jim, der sich jetzt wieder erinnerte. »Das hat mir Charly erzählt, Sie wissen schon, der Salooner aus Jalapa.«

Voller Bestürzung fasste sich Jim an die Stirn.

»Heavens, dass ich darauf nicht gekommen bin.«

»Machen Sie sich keine Vorwürfe. Mir hätte es genauso auffallen müssen und mir hat man nicht den Schädel eingeschlagen«, entgegnete Coke beschwichtigend. »Wir sind nun alle mal nur Menschen. Bei dem, was wir in den letzten Tagen und Wochen erlebt haben, vor allem Sie, ist es nicht verwunderlich, dass wir das mit dem Haus übersehen haben.«

»Es hätte aber nicht passieren dürfen und deshalb müssen wir sofort handeln.«

»Was haben Sie vor?«

»Das Haus des Hazienderos ist zu Fuß nur zehn Minuten von hier entfernt. Lassen Sie uns vorbeigehen, wer weiß, vielleicht können wir dort etwas in Erfahrung bringen, was uns weiterhilft.«

»Sollten wir nicht erst die Stadtpolizei informieren? Ich meine, außer uns beiden befindet sich niemand mehr im Gebäude. Die anderen Marshals sind entweder irgendwo im Land unterwegs oder schon im Wochenende.«

»Vergessen Sie es, bis die örtlichen Behörden reagieren, sind die Mexikaner, wenn sie denn in dem Haus sind, schon längst über alle Berge.«

»Sie haben wohl kein allzu großes Vertrauen in unsere städtischen Beamten?«

Crown zuckte die Achseln. »Sagen wir so, ich traue den Burschen so weit, wie ich einen Amboss schmeißen kann.«

»Was soll das heißen?«, erwiderte Coke etwas erstaunt.

»Das, was ich gesagt habe.«

»Aber ist das nicht zu gefährlich? Ich meine, immerhin haben wir es, sollten wir tatsächlich auf Miguel de Soto und Martinez treffen, mit Männern zu tun, die nichts mehr zu verlieren haben.«

»Na und? Die beiden kochen auch nur mit Wasser«, entgegnete Jim daraufhin energisch.

\*

Sie liefen die Hauptstraße entlang bis zu der kleinen Seitenstraße, an deren Ende sich das Haus befand. Dort herrschte ein hektisches Treiben, was Crown nicht verwunderte.

Er kannte die Gegend.

Mary Ann hatte ihn schließlich oft genug hierher gezerzt. Diese Straße, einschließlich mehrerer Seitengassen, war so etwas wie der Treffpunkt der gehobenen Damenwelt von Austin, sozusagen das Paradies für Frauen, aber die Hölle für Männer. Hier reihten sich Hutgeschäfte neben Änderungsschneidereien, Geschäfte, die mit Stoffen handelten, an solche, deren Vitrinen vollbepackt mit den neuesten Schuhmodellen aus dem Osten waren, dazu Parfümerien neben Friseursalons. Es gab Cafés, Läden für Handtaschen und Mie-



derwarengeschäfte. Hier flanierte die gehobene Gesellschaft der Stadt, Menschen also, die man eher im Ballsaal des Gouverneurspalastes oder im Theater der Stadt antraf als in einem gewöhnlichen Store oder einem Saloon in der Hauptstraße.

Für einen Mann wie Miguel de Soto war das hier der ideale Ort, um unterzutauchen. Ein reicher Haziendero wie er war in der Masse dieser hektisch umhereilenden Herrschaften nur einer von vielen und damit so gut wie unsichtbar.

Sie hatten die Seitenstraße etwa zur Hälfte durchquert, als sich auf der anderen Straßenseite eine ziemlich korpulente Frau darüber beschwerte, dass man sie angerempelt hatte.

Crown blickte instinktiv hinüber.

Der Mann, der es gewagt hatte, die Matrone, oder wie immer man diesen in dreißig Yard dunkles Tuch gehüllten Fleischberg auch nennen wollte, zu berühren, war ein hoch aufgeschossener, hagerer Mexikaner, der höchstens ein Drittel vom Gewicht dieser Frau auf die Waage brachte.

Eigentlich war der ganze Vorfall eher belustigend als ernst, wenn da nicht die Kleidung des Mexikaners gewesen wäre.

Sie war es, die Crown dazu veranlasste, einen zweiten, genaueren Blick auf den Mann zu werfen. Der Mann trug die staubbedeckte Uniform eines Sergeants der Ordonnanz.

Crown erstarrte und packte den Gouverneur am Ärmel seiner Anzugsjacke.

»Was ...«, entfuhr es Coke, der im gleichen Augenblick verstummte, in dem der Marshal die Lippen spitzte und den erhobenen Zeigefinger seiner Linken auf sie legte.

Stumm folgte er den Blicken Crowns zur anderen Straßenseite hinüber und zuckte dann fragend die Achseln. »Ein Soldat, na und? Er ist bestimmt auf dem Weg, um irgendein Pa-

ket für die Frau eines Offiziers abzuholen.«

»Das glaube ich nicht. Sehen Sie sich den Kerl doch mal genauer an. Kommt der Ihnen nicht bekannt vor?«

Neugierig drehte Coke den Kopf und machte plötzlich große Augen.

»Moment mal, das ist doch ...«

»Genau«, sagte Crown. »Das ist Felipe Alvarez, Brigadier General Garwoods Ordonnanzsergeant aus Fort Travis.«

»Was macht der denn hier?«

»Das frage ich mich auch«, sagte der Marshal.

»Was denken Sie? Ist es nicht seltsam, dass der Mann, über dessen Schreibtisch sämtliche Befehle von Garwood gehen, plötzlich in Austin, fast einhundertfünfzig Meilen von seinem Stützpunkt entfernt, auftaucht und durch eine Straße läuft, an deren Ende sich das Haus eines Mannes befindet, der versucht hat, Texas in einen Bürgerkrieg hineinzuziehen? Ein Mann, der genauso Mexikaner ist wie die Anführer der Revolte.«

»Dieser Hurensohn, ich werde ...«

Crown wartete nicht ab, bis ihm der Gouverneur erzählt hatte, was er zu tun gedachte, sondern zerrte ihn in einen Hofeingang, wo er ihm mit einer knappen Handbewegung zu verstehen gab, dass er leise sein sollte.

Cokes Gesichtszüge verhärteten sich und er wollte gerade etwas sagen, als Crown das Wort ergriff.

»Keine Angst, den holen wir uns schon noch. Aber lassen Sie uns erst sehen, wohin er tatsächlich geht.«

Gemeinsam traten sie auf die Straße zurück und sahen, wie Alvarez etwa hundert Yard vor ihnen das Tor des weiß gestrichenen Gartenzauns öffnete, der das Haus von Miguel de Soto umgab. Sie beeilten sich und erreichten den Zaun, als der

Sergeant gerade die Veranda betrat und mit den Knöcheln seiner Rechten an die Eingangstür pochte, die sich, kaum dass er aufgehört hatte zu klopfen, öffnete. Sekunden später war er im Innern des Hauses verschwunden und die Tür wieder zu.

Mit schnellen Schritten durchquerten Crown und der Gouverneur den Vorgarten und postierten sich links und rechts von der Eingangstür. Der Marshal legte seine Hand auf den Türknauf und drehte ihn vorsichtig nach links.

Die Tür war nicht verschlossen.

Crown öffnete sie so leise wie möglich und warf einen kurzen Blick ins Haus. Hinter der Tür erstreckte sich ein schmaler Flur etwa vier Yards nach rechts und endete vor einer Tür, die einen Spalt weit offenstand und den Blick auf ein feudal eingerichtetes Schlafzimmer freigab. Zu seiner Linken befanden sich zwei weitere Türen, die offen standen. Crown erkannte eine Kombination aus Küche und Esszimmer und ein Badezimmer. Das Wohnzimmer lag auf der anderen Seite des Flurs.

Niemand war zu sehen, dafür wurden hinter der letzten Tür auf der rechten Flurseite, der einzig verschlossenen im ganzen Haus, plötzlich Stimmen laut.

»Bist du verrückt geworden, hier aufzutauchen? Was willst du?«, keifte eine schrille Männerstimme auf Spanisch.

»Was wohl?«, bellte eine andere Stimme, die aufgrund ihres knappen, militärisch klingenden Untertons Sergeant Alvarez gehören musste. »Ich brauche Geld, und zwar viel Geld. Ich muss schleunigst aus Texas verschwinden. Nachdem unsere Sache verloren ist, wird es für mich hier von Tag zu Tag gefährlicher.«

»Ich habe kein Geld hier. Alles, was ich noch besitze, liegt

auf meiner Hazienda im Tresor in meinem Arbeitszimmer.«

Der Sergeant stieß einen wilden Fluch aus. »Willst du mich verarschen? Ich weiß genau, dass du bei der National Bank of Texas und der Austin City Bank Konten hast, die ziemlich prall gefüllt sein müssen. Umsonst machen die Direktoren nicht jedes Mal so einen Aufstand, wenn sie dir auf der Straße begegnen. Ich habe oft genug gesehen, dass sie dir dabei fast die Stiefel geküsst hätten.«

Für einen Moment herrschte Stille.

Dann hörten Crown und der Gouverneur, die während der lautstark geführten Unterhaltung herangeschlichen waren, wie eine Schublade aufgezo- gen wurde und jemand darin herumwühlte. Sekunden später war das Kratzen einer Feder auf Papier zu vernehmen.

»Hier«, sagte dann die schrille Stimme, die unverkennbar Don Miguel de Soto gehörte. »Mehr habe ich nicht. Ich zieh mir nur kurz was an, in diesem Aufzug kann ich mich unmöglich auf der Straße sehen lassen, dann gehen wir zur Bank und lösen den Scheck ein.«

»Na also«, erwiderte Alvarez. »Warum nicht gleich so. Ich geh dann schon mal vor und warte draußen auf dich.«

Gleich darauf öffnete sich die Tür und Alvarez trat auf den Flur hinaus. Er machte ein mehr als zufriedenes Gesicht, während er den Scheck betrachtete und dabei nach hinten langte und die Tür ins Schloss zog.

Coke zog einen doppeläufigen Derringer aus der Innentasche seiner Anzugsjacke, trat auf Alvarez zu und rammte ihm die Mündung der kleinen, aber nichtsdestotrotz überaus tödlichen Waffe mit voller Wucht in die Seite.

»Einen Ton, und ich schieß dir ein Loch in deinen Balg, das groß genug ist, damit ein Pferd hindurchspringen kann.«

Alvarez zuckte zusammen, als hätte ihn der Blitz getroffen. Der Scheck fiel ihm aus der Hand und flatterte langsam zu Boden.

Langsam, ganz langsam, so als würde jede rasche Bewegung seinen sofortigen Tod bedeuten, drehte er den Kopf und starrte fassungslos in das Gesicht des Gouverneurs.

Crown, der erkannt hatte, dass der verräterische Sergeant bei seinem Vorgesetzten in besten Händen war, öffnete indessen die Tür und trat mit gezogenem Revolver in den dahinter liegenden Raum.

Miguel de Soto stand mit dem Rücken zu ihm am Schreibtisch und zog gerade seinen seidenen Bademantel aus.

Verächtlich verzog Crown bei diesem Anblick das Gesicht.

Der Anführer der Rebellenarmee wirkte in diesem Moment alles andere als Furcht einflößend.

Im Gegenteil, barfuß und nur mit einer zerknitterten Hose und Unterhemd bekleidet, sah der dicke Haziendero geradezu lächerlich aus.

»Das Spiel ist aus, de Soto!«, sagte Crown und spannte den Abzug seines Army Colts.

Der Haziendero drehte sich ruckartig um.

Unwillkürlich trat der Marshal einen Schritt zurück.

Der Mexikaner sah entsetzlich aus, er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Nichts erinnerte mehr an den fanatischen, zu allem entschlossenen Anführer der Revolte, der allein durch sein Auftreten, seiner Mimik und seinem unbändigen Willen eine dreihundert Mann starke Armee gegen Texas geführt hatte. Sein Gesicht war eingefallen und die Nase stand beinahe unnatürlich spitz hervor. Nur seine Augen funkelten noch wie früher.

»Du? Du verdammter Bastard! Ich hätte dich schon damals

in Jalapa töten lassen sollen«, zischte der Mexikaner, den, wie es schien, nur noch der Hass aufrecht hielt.

»Hast du aber nicht und deswegen ist dein Weg hier auch zu Ende«, erwiderte Crown kühl.

Mit einem wütenden Knurren stürzte sich Miguel de Soto auf den Marshal.

Crown machte einen Schritt zur Seite und hob seinen Colt.

Sein Körperumfang machte es dem Haziendero unmöglich, rechtzeitig zu reagieren, und so nahm er den Hieb voll. Die Wucht des Schlages ließ ihn wie einen gefällten Baum zu Boden krachen. Brüllend wälzte er sich herum, wobei er augenblicklich versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Crown wartete einen Moment, bis es ihm gelungen war, sich zumindest wieder soweit aufzurappeln, dass er auf dem Boden kniete, dann hielt er ihm die Mündung seiner Waffe unter die Nase.

»Es ist vorbei!« Die Stimme des Marshals hatte etwas Endgültiges an sich.

Das schien auch Miguel de Soto zu spüren.

Er hob zwar im ersten Augenblick noch den Kopf und starrte Jim hasserfüllt aus blitzenden Augen an, aber nur so lange, bis Jim den Abzug seines Army Colts spannte. Dann erlosch das Feuer, das in seinen Augen brannte, wie eine Kerze im Wind.

Er senkte den Kopf, ließ die Schultern hängen und begann so leise zu reden, dass Crown kaum hören konnte, was er sagte.

»Ich habe verstanden. Sie können den Revolver wegstecken, ich weiß, wann ich verloren habe.«

Crown zögerte kurz und ließ dann die Revolverhand sinken.

Der Mexikaner atmete aus, es klang sichtlich erleichtert und deutete auf die Tür.

»Darf ich noch kurz ins Schlafzimmer? Ich würde mir gerne etwas anderes anziehen. Ich will nicht, dass man mich so auf der Straße sieht.«

»Kein Problem«, sagte Crown und winkte den Haziendero mit dem Revolverlauf zu sich. »Aber ich komme mit, nicht, dass Sie doch noch auf dumme Gedanken kommen.«

Der Mexikaner setzte sich in Bewegung und ging vor dem Marshal her. Seinem Verhalten nach schien er eingesehen zu haben, dass er verloren hatte.

Und dem war auch so, wie Crown erkannte, als der Gouverneur und er mit ihren Gefangenen das Stadtgefängnis von Austin erreicht hatten.

Die Person, die dem Marshal durch die Stäbe der Gittertür nachblickte, während er das Jail verließ, war kein stolzer Haziendero mehr, sondern ein alter, gebrochener Mann.

\*

In den Straßen von Austin herrschte wie jeden Abend um diese Zeit ein einziges Kommen und Gehen. Crown bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge, die scheinbar ziellos umherlief, und ging mit weit ausgreifenden Schritten auf das kleine Haus zu, das im Osten der Stadt auf einem sanften Hügel lag.

Der Tag war lang und hart gewesen und er sehnte sich danach, wieder nach Hause zu kommen, heim in die eigenen vier Wände und zu Mary Ann.

Er war dabei in Gedanken immer noch bei Miguel de Soto und der Revolte, die zum Glück rechtzeitig vereitelt werden

konnte, dass er erst bemerkte, dass etwas nicht in Ordnung war, als er über den Hof auf die Veranda zulief. Er sah keinen Rauch aus dem Kamin aufsteigen, obwohl Mary Ann normalerweise um diese Zeit immer das Abendessen kochte. Die Hühner waren auch nicht im Stall, sondern liefen gackernd im Garten seiner Frau herum und pickten das Gemüse an. Eine Todsünde, denn Mary Ann war nichts so heilig wie dieser Garten, in dem sie Gemüse anbaute und Blumen pflanzte. Das letzte Huhn, das es gewagt hatte, ihr heiliges Reich zu betreten, war postwendend noch am gleichen Tag im Suppentopf gelandet. Aber diesmal konnte das Federvieh nichts dafür, die Tür zum Garten stand, aus was für einem Grund auch immer, sperrangelweit offen.

Crown spürte plötzlich eine seltsame Unruhe in sich aufsteigen.

Unvermittelt blieb er stehen und zog den Colt. Er sah sich noch kurz prüfend um, dann ging er los. Die Unruhe in ihm war jetzt unerträglich. Er wusste, dass er sich beherrschen musste, denn jede unbedachte Handlung konnte in einem Fiasco enden, aber als er das zertrümmerte Schloss der Eingangstür sah, war er drauf und dran, dieses Wissen zu ignorieren und wie ein Verrückter ins Haus zu rennen.

Es kostete ihn alle Willenskraft, stattdessen so lautlos, wie es ihm sein indianischer Lehrvater einst beigebracht hatte, zum Eingang zu schleichen.

Dort verharrte er für einen Moment, hielt den Atem an und machte dann einen schnellen Schritt in den dahinter liegenden Raum, wo er sofort in die Hocke ging, um einem möglichen Gegner ein möglichst kleines Ziel zu geben.

Das Lachen, das darauf ertönte, war so zynisch, dass es Crown eiskalt den Rücken hinunterlief. Er richtete sich auf,



blickte nach vorne und verharrte, als wäre er zu Stein erstarrt.

Die Sonne war inzwischen hinter den Hügeln im Westen verschwunden, aber ihre Strahlen färbten den Himmel leuchtend Orange. Dieses Licht erhellte auch die Küche, die direkt hinter der Eingangstür lag, und beschien eine Szenerie, bei deren Anblick Crown fast das Herz stehen blieb.

Mary Ann saß auf einem Stuhl zwischen Herd und Küchentisch. Die anderen Stühle lagen am Boden, inmitten der Gläser und des Geschirrs für das Abendessen, von denen kein einziges Teil mehr noch an einem Stück war.

Mary Ann selbst war mit mehreren Stricken an Oberkörper und Armen an den Stuhl gefesselt und zusätzlich noch geknebelt. Ihre Bluse war zerrissen und ihr Haar wild zerzaust. Dem blauen Auge und der Schramme am Kinn nach zu urteilen, hatte sie sich nicht kampflös in ihr Schicksal ergeben. Ihr Gesicht war jetzt noch von Wut gezeichnet.

Heißer Zorn stieg in dem Marshal auf.

Wer immer das getan hatte, sollte für jeden Kratzer, den man ihr angetan hatte, büßen, schwor sich Jim. Da erklang das zynische Lachen erneut und aus dem Schatten des Küchenschrankes löste sich ein Mann, den Crown nur allzu gut kannte.

Emilio Martinez, der Messerkiller mit den Maßanzügen.

Im Moment jedoch war von einem Messer nichts zu sehen, dafür hielt er zwei Colts in den Händen, deren Mündungen unmissverständlich auf den Marshal gerichtet waren.

Nahm dieser Wahnsinn denn überhaupt kein Ende mehr?

»Schön, dass du endlich hergefunden hast. Ich warte schon den ganzen Tag auf dich, wir beide haben nämlich noch etwas zu erledigen.«

»Binde die Frau los!«, sagte Jim mit einer Stimme, die wie

gesprungenes Glas klang.

»Das werde ich nicht«, sagte Martinez. »Denn wenn ich dich getötet habe, will ich mich noch ein Weilchen mit deinem Täubchen hier beschäftigen, sozusagen als Lohn für all die Schwierigkeiten, die du mir bereitet hast.«

»Wenn du die Frau auch nur anrührst, bringe ich dich um.«

»Irrtum, wenn du nicht sofort deinen Revolver fallen lässt, bring ich die Frau um.«

»In Deckung, Jim!«

Crown erkannte die Stimme und ließ sich sofort der Länge nach auf den Boden fallen.

Gleichzeitig krachten zwei Schüsse.

Beide stammten von dem Colt, mit dem jemand von draußen durch das Küchenfenster zielte, das wegen der Nachmittagshitze offenstand. Die Wucht der einschlagenden Projektille schleuderte Martinez gegen den Küchenschrank. Dort sank er mit einem Gesicht zu Boden, das gleichermaßen von Überraschung und Schmerz verzerrt war.

Jim rappelte sich auf, kaum dass sich der Pulverdampf verzogen hatte. Sofort eilte er auf Mary Ann zu und befreite sie aus ihren Fesseln. Einen Moment lang blickten sie sich stumm in die Augen, dann nahm Jim seine Frau in die Arme und strich ihr mit einer zärtlichen Bewegung über das Haar.

Inzwischen war auch der Mann, der ihnen beiden das Leben gerettet hatte, in die Küche gekommen.

»Alles okay bei euch?«, fragte Coke.

Jim schluckte und nickte dann.

»Woher zum Teufel wussten Sie, dass Martinez ...«

»Während Sie nach Hause gegangen sind, kam mir jemand vom Stadtgefängnis entgegen und sagte mir, das de Soto einen von uns beiden sprechen wollte. Er hat mir gesagt, was

Martinez vorhatte. Fragen Sie mich nicht warum, vielleicht wollte er sein Gewissen erleichtern, bevor er vor seinen Schöpfer tritt, denn für das, was er getan hat, ist ihm der Galgen sicher. Ich weiß es nicht, ich habe mir jedenfalls das nächstbeste Pferd geschnappt und bin so schnell ich nur konnte hierher geritten.«

»Gerade noch rechtzeitig«, sagte Jim und deutete auf den Killer, der jetzt vor dem Schrank auf dem Rücken lag. Sein elegantes Rüschenhemd war in Brusthöhe durchlöchert und voller Blut. In seinen weit aufgerissenen Augen spiegelte sich das Licht der Küchenlampe.

Sekundenlang starrte Crown auf den Toten.

Dann wandte er sich ab und seine Hand suchte die seiner Frau. Erleichterung lag in ihren Augen. Sie wussten beide, dass dieser Wahnsinn jetzt endgültig vorbei war.

ENDE

